

Briefe

Johanna Kinkel

an

Ihre

Freunde

1839 -1851

Preussische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Siebenundneunzigster Band.

Juli bis September 1890.



Berlin
Verlag von Georg Stilke
1890.

Briefe von Johanna Kinkel.

Herausgegeben

Von

Marie Goslich

Otto Harnack giebt einmal in diesen Jahrbüchern den Rath, vorsichtig mit der Veröffentlichung von Briefen zu sein, die die historische Kenntniß nicht bereichern; nur ganz ausnahmsweise lohne es, persönliche Aeußerungen der Nachwelt zu übermitteln – eine solche Ausnahme glauben wir mit den folgenden Briefen machen zu können. Ein Stück deutschen Geisteslebens spiegelt sich in ihnen, das, wie man ohne Weiteres zusehen muß, reicher war als das heutige, und die Form, die Ausdrucksweise ist von einer unbewußten Kunst, deren Zauber, wie ich glaube, jeden Leser fesseln muß.

Johanna Kinkel (geb. 1810, gest. 1858), die erste Gattin des Dichters Gottfried Kinkel, war die Tochter des Gymnasiallehrers Mockel in Bonn. In jugendlichem Alter heirathete sie den Buchhändler Matthieux in Köln, kehrte aber nach halbjähriger unglücklicher Ehe zu ihren Eltern zurück. Ihre Jugendzeit war durch die Ausbildung ihres bedeutenden musikalischen Talentes ausgefüllt gewesen; um nun die unterbrochenen Studien wieder aufzunehmen und sich einen Wirkungskreis zu verschaffen, ging sie nach Berlin, wo sie zu der Familie des berühmten Physiologen Professor Johannes Müller freundschaftliche Beziehungen hatte. In Berlin wurde sie bald der gern gesehene Gast in geistig hochstehenden Kreisen, ihre Persönlichkeit steht in einzelnen Familien noch heute in liebevollem Andenken. Sie verkehrte viel im Hause der Bettina von Arnim, in ganz besonders freundschaftliche Beziehungen trat sie jedoch zu der Familie des Professors Leopold von Henning. Sie übernahm den Musikunterricht der ältesten heranwachsenden Tochter Laura, der Mutter des Herausgebers dieser Jahrbücher; von ihr, der heute 74jährigen, der das Bild Johannas als das glänzendste und reizvollste ihrer Jugend in Erinnerung steht, sind uns die Briefe zur Verfügung gestellt worden. Einige sind an sie selbst gerichtet, einige an ihren Vater, den Hegelschen Philosophen, mit dem Johanna so manchen Abend disputirt hatte, der größte Theil jedoch an Frau Emilie v. Henning, die hervorragend musikalische, herrlich singende Hausfrau. Sie stammte aus der alten Berliner Familie Krutisch; die Vorfahren waren seit Friedrich des Großen Zeiten Hofgärtner von Sans-Souci gewesen. Ihr Bruder war, fast noch ein Knabe, 1809 mit Schill ausgerückt und halbe längere Zeit im französischen Bagny zugebracht. Später war er als Rittmeister im Gardekorpsregiment eine durch seine Originalität stadtbekannt Persönlichkeit. Von Emilio schrieb Zeller an Goethe (23 März 1823) „Herr von Henning geht damit um, mir meine beste Allstimme zu verderben, die er heirathen will. Das Mädchen ist wie eine Palme, man kann nichts Edleres sehen.“

Lango konnte Johanna dem Berliner Freundeskreise nicht angehören, die Scheidung von ihrem Manne war eingeleitet, und ihre Angelegenheiten nöthigten sie nach Bonn zurück. Schwere Herzens schrieb sie von dem Leben der Großstadt, das ihrem reichen Geiste Nahrung gab. Nur einmal, nach Jahren erst, sollten ihre Freunde sie wiedersehen, und zwar als sie kam, um im Verein mit Karl Schurz die Befreiung ihres zweiten Gatten, Gottfried Kinkels, aus der Festung Spandau ins Werk zu setzen.

In Bonn waren ihr die Schülerinnen zugeströmt, namentlich aus dem Auslande; ihr war eine seltene Gabe zu lehren gegeben, sie regte an, fesselte, riß mit sich fort. Ihre musikalischen Compositionen, von denen die „Vogelkantate“ und „Kinderlieder“ noch heute populär sind, kamen in Mode, und ihre Unterrichtsmethode, die sie in ihren „acht Briefen über Klavierunterricht“ niedergelegt hat, fand reichliche Anerkennung. Endlich hatte sie auch die ersehnte Freiheit wiedererlangt, wie sie dazu kam, auch die starren Geistesfesseln eines orthodoxen Katholizismus, in dem sie erzogen war, abzustreifen, nach welchen inneren und äußeren Kämpfen ihre Heirath mit Gottfried Kinkel zu Stande kam, davon geben ihre Briefe Zeugniß.

Kinkels Schicksal ist bekannt. Als er im badischen Aufstand am 29. Juni 1849 gefangen genommen wurde, als über seinem Haupte das Beil des Henkers schwebte, als er schließlich am 12. Oktober zu lebenslänglichem Zuchthaus verdammt wurde, da bewährte sich Johannes willensstarker Charakter; den furchtbaren Aufregungen jener Tage unterlag ihre kraftvolle Natur nicht. Leider sind gerade von diesem Zeitpunkt an nur mehr wenige ihrer Briefe vorhanden. Gern führen wir aus Johannas Feder von den intimeren Vorgängen bei Kinkels Befreiung, von seiner Flucht nach England, der Wiedervereinigung der Familie in London. Wir wissen noch, daß Johanna sehr glücklich in London lebte, daß ihre vielseitige Begabung auch dort volle Bethätigung fand, und wenn ihr jähler Tod, der Sturz aus dem Fenster ohne Augenzeugen, zu dem Gerücht des Selbstmordes Veranlassung gab, so kann das nur durch Unwissenheit oder Uebelwollen hervorgerufen sein, und weil es eben in der menschlichen Natur liegt, das fernerliegende Furchtbare einer natürlichen harmlosen Erklärung vorzuziehen. Johanna litt in den letzten Jahren an Herzbeklemmungen und pflegte bei solchen Anfällen in der Athemnoth an das Fenster zu eilen und es aufzureißen, um frische Luft zu schöpfen. Da nun die Fenster in dem Londoner Hause tief hinabreichten, so war ein Hinausstürzen leicht möglich.

Nichts ist natürlicher, als daß Johannas Vollnatur auf der einen Seite schwärmerische Verehrung, auf der anderen starke Antipathie hervorgerufen hat; es ist ja eine bekannte Erscheinung, daß künstlerisch veranlagte, geniale Naturen häufig nicht dazu gelangen, das Feuer ihres Wesens auf einem Altare zu verbrennen, es im Dienste einer Mission zu konzentrieren, sondern es in unruhigem, oft bizarrerem Thun als Raketen und Schwärmer verpuffen lassen. Korrekte Menschen nennen das exzentratisch. Ganz und gar ungerecht wäre es, mit diesem einen Wort, wie es hin und wieder geschehen ist, das Urtheil über Johanna Kinkel abzuschließen. Daß sie eine selten talentvolle Lehrerin war, ist schon gesagt, daß sie auch der eigentlichen Sphäre des Weibes durchaus nicht entfremdet geblieben ist, sondern sogar ganz darin aufgehen konnte, wenn es die Umstände erforderten, geht aus ihren Briefen hervor. Ihre Ordnungsliebe soll fast an Pedanterie gestreift haben, so nöthigte sie sich die Reihenfolge der im Haushalt nöthigen Nährarbeiten und nahm sie danach vor, Strodtmann, der dem geflüchteten, den deutschen Freunden verlorenen Kinkel in seinem Buch „Gottfried Kinkel. Wahrheit ohne Dichtung“ (Hamburg, Hoffmann & Campe 1850) einen Nachruf widmete, schildert mit Begeisterung das mustergültige Hauswesen Gottfrieds und Johannas in Poppelsdorf. Wenn Johanna ihre Geistesfunken sprühen ließ, so geschah dies in ursprünglicher, geist- und gemüthvoller, dabei keck humoristischer Weise, so daß sie das Leben aufs anmuthigste zu schmücken im Stande war, auf der anderen Seite mag sie häufig durch Witz und Sarkasmen, durch geräuschvolles Treiben und muthwillige Streiche abgestoßen haben.

Von Johanna Kinkels hinterlassenen Werken heben wir den während ihres Aufenthaltes in England entstandenen Roman „Hans Ibeles in London“ (Stuttgart 1860) hervor.

Bonn, 13. April 1839.

Liebe Emilie!

. . . . Ich besteige die Berge an schönen Tagen, wobei mich ein Freudinnen-Schwarm begleitet, und dann treiben wir oben allerlei Muthwillen. Auf der Kessenicher Höhe steht ein Baum, niedrigen Stammes, mit weit ausgebreiteten Aesten, da sitzen wir oft zu acht Mädchen und singen die Vogelkantate. Wer am besten klettern kann, muß im Gipfel seinen Platz nehmen; dort hat man die köstlichste Aussicht über das niedere Gesträuch weit weg, in eine von Bergen umgrenzte Ebene, voller Wäldchen, Traubenhügel, Dörfer, alter Ruinen; dazwischen strömt, von grün lachenden Feldern umsäumt, der Rhein, vom widerspiegelnden Himmel dunkelblau gefärbt. Die Staffage ist auch so heiter und lieblich; dies fröhliche, treuherzige Landvolk, das meist laut singend in den Feldern arbeitet, verbreitet so viel Leben auf dem Bilde. Die Leute bewegen sich schnell hin und her, man sieht fast nie eine phlegmatische Figur. Die Mädchen gehen meist in bunten entgegengesetzten. Neulich waren wir auf dem Godesberg. Dies ist eine Bergruine, der nur die Dächer und wenige Zwischenwände fehlen; man sieht noch ganz deutlich, welcher Raum einst der Zechsaal war; ebenso sind mehrere Gemächer noch rundum ziemlich von Mauern eingeschlossen; durch die Fensterhöhlen und andere Lücken lauscht das Siebengebirge halb und halb herein. Das Hauptrechtstück ist aber ein himmelhoher Thurm, von dessen Zinne man in eine Menge Thäler schauen kann. Zwischen der Ruine ist eine Dorfkapelle wie eingeklebt, dabei ein Friedhof mit naiven ländlichen Denkmälern und Inschriften. Sonntags schallt der Chorgesang durch die Berge und die geputzten Bäuerrinnen gehen wie in Procession zwischen den Trümmern der Festung einen engen Pfad hin, der durch das ephraumranke Burghor führt. Dann wird's einem, daß man gar nicht sagen kann, wie, - Herr von H. behauptet zwar: nur bornirte Menschen hülfen sich damit durch, ein ordentlicher Verstand müßte immer Worte finden, um zu beschreiben. Ich gebe mich trotz dieses Ausspruchs gefangen; ich kann wohl sagen, daß da Mauern stehn, Berge, Kapellen; aber warum einen das Alles so wehmüthig-selig ansieht wie ein Menschengesicht und einem die Thränen herauflockt, das begreife ich gar nicht. Ich habe zwar immer an eine innere Belebtheit der Natur geglaubt; daß sie sich bewußt sei, eine Beziehung zum menschlichen Gemüth habe, so daß man sie lieben und verstehen könne. Um von der Natur auf die Kunst zu kommen: wir haben neulich auch den hier nie gesehnen Goetheschen Faust auf unserer scheunenartigen Bühne gehabt. Ich war nicht drinnen, hörte aber, daß Faust und Gretchen ganz gut gespielt hätten. Mephisto soll als komische Person aufgefaßt worden sein und dem Parterre viel Spaß gemacht haben. Diosos und das „Paradies“ haben überhaupt die Sache als eine Farce aufgenommen und vor dem 8. Akt nicht begreifen können, wo das Trauerspiel herkommen solle. So oft Mephisto mit seinen rothen Hosen erschien, wurde er mit jubelndem Halloh empfangen, wie ein Bajazzo. Die Damen im ersten Rang haben zwar den ersten langen Monolog langweilig gefunden, aber desto größeren Antheil am Gretchen genommen; den andern Tag lag überall der Faust auf den Arbeitstischen umher und wurden noch hintennach Rührungsthränen vergossen. Die Musik dazu ist sogar von Bonner Ohren entsetzlich gefunden worden, das Orchester soll in völlige Anarchie aufgelöst gewesen sein. Die ohnedies schlechten

Musikanten gucken, wenn etwas neues zu sehen ist, über die Pulte weg und spielen aus dem Kopf ganz chaotische Harmonien.

Da noch gar nichts in meiner Scheidungssache geschehen und M. zu keinem Schritt zu bringen ist, so werde ich wohl im September wieder nach Berlin kommen; da ich einmal hier bin, so will ich gerne den Eltern zu Liebe den Sommer aushalten. Ganz sicher kann ich aber nichts versprechen. Drum entlasse ich sämtliche Schülerinnen ihrer Verpflichtung, mir ein Versprechen zu halten. Ich will lieber wieder ein Jahr in Berlin mich durchplagen wie damals, als ordentliche Leute hinhalten und herumführen, wie ich von meinem Fatum bei der Nase herumgeführt wurde

Bonn, 21. Juni 1839.

Verehrtester Freund!

Das Spaziergehen in unserer köstlichen Gegend übe ich fast wie einen Gottesdienst. Neulich habe ich mit noch vier Personen eine Fußreise durch einige kleine Flußthäler seitwärts vom Rhein unternommen, da haben wir fünf Tage lang die schönsten Berg, Ruinen, Klöster, unterirdische Felsgewölbe, Wälder und Höhlen, durchstößert und täglich acht bis neun, einmal zwölf Stunden marschirt. Wir durchstrichen auch einen Gipfel der Eifel, die das eigentlich wilde, barbarische Deutschland ist, wo die Bauern noch an Hexen und Gespenster glauben und sich kaum ein Dämmererschein der Aufklärung des 19. Säcul. hin verloren hat. Dann haben wir das Aarthal durchstreift, wo auf schwarzen Felsklippen der köstliche Wein wächst, der wie süßes Feuer sich hinabschlürft und alle Melancholie in Jubel wandelt. Wie schade, daß man ihn nicht aufbewahren kann; er hält sich so wenig wie eine Liebschaft in der Jugend; darum muß man ihn gleich an Ort und Stelle genießen.

So sehr die Natur mich hier fesseln könnte, so fühle ich doch, daß es Entbehrungen giebt, die einem die schönste Gegend nicht ersetzen kann. Was werden Sie von meinem Charakter halten, wenn ich eingestehe, daß ich mich in meine Landsleute garnicht mehr schicken kann. Zu meiner Entschuldigung bringe ich nur vor, daß ich mich nie recht heimisch in Bonn fühle, und das Leben in der kleinen Stadt einen unverkennbar schlimmen Einfluß auf mein Wesen äußert, dem ich durchaus entfliehen muß. Ich fühle mich stark genug, mich gegen Kleinlichkeiten zu panzern, die von früh bis spät auf mich einstacheln. Haus, Stadt, Gesellschaften, Leute, alles ist wie ein Puppenspiel, in dem ich mit meiner Rolle spielen muß, während der Gebrauch unten das Stockchen hält und die Gewohnheit oben den Faden zieht. . . .

Godesberg bei Bonn Dezember 1839.

Liebst Laura!

Alles, was Du mir schriebst, hatte mich sehr interessirt; die Landschaft von Herbst, von der du erzähst, muß wohl eine Kopie von dem Bleichenschen Bilde sein, das ich himmlisch finde. Ist nicht ein Mönch als Staffage darauf, und ist nicht das Schloßchen dasjenige der I. von Aragonien? Ich hoffe im Mai alle diese Herrlichkeiten mit eigenen Augen bewundern zu dürfen. Neue Kompositionen werde ich nicht viele mitbringen, da ich in Bonn meist Studien gemacht, wozu ich in Berlin zu sehr zerstreut wurde. Ich habe ein dickes Buch voll Gen. Baß-Exempel aller Art geschrieben. Vorletzte Woche habe ich ein Konzert für die Armen gegeben, welches viel Beifall und Geld eingebracht hat. Zwanzig meiner besten Gesangschülerinnen sangen Das Stabat mater von Pergolesi. Die Soli waren vertheilt und die fugirten Sätze nebst Ensembles, die sich dazu eigneten, wurden vom ganzen Chor

gesungen. Ich habe mit diesen Dilettantinnen 4 Monate Proben gehalten, bis es für meine Ohren rein und zart genug ging. Als Introdution spielte ich eine Fuge in E-moll von J.S. Bach, die ein festes, großartiges Thema hat, wie Säulen eines Doms; dadurch schlingt sich arabeskenhaft eine sechszehntel Passage, wie gothische Zierrathen. Die alte Musik steht bei mir in großen Ehren; sie kommt mir (wenn ein so kleinlicher Vergleich erlaubt ist) zuweilen vor, wie jene schweren, gewirkten Seidenstoffe, die unsere Aeltermütter an Oster- und Pfingstfeiertagen trugen und welche eine ganze Generation überdauerten. So ein heutiges Rondo brillant steht daneben, wie ein Gaze- oder Flor-Balkleidchen. Nach der Pause spielte ich eine Sonate von Beethoven. Dann kam die Szene aus „Orpheus“ von Gluck, wo der Sänger durch die Macht seiner Lyra die Furien bändigt. Hier sangen natürlich auch charmante Studenten mit, um die höllischen Geister besser vorzustellen. Darauf trug ich noch ein Capriccio von F. Mendelssohn-Bartholdy vor und zum Schluß sangen wir zu Ehren des großen Publikums ein Quartett und Chor von dem guten alten Righini, welches sehr lustig klang. Seit ich hier bin, haben alle Leute eine wahre Wuth, musikalische Gesellschaften zu halten; es wird fast mehr gesungen als geredet. Es soll eine Klein-Kinder-Warthschule eingerichtet werden; ich habe mich anheischig gemacht, auch hierfür ein Konzert zu geben, über welches ich Dir wohl nächstens etwas berichten kann. Von Chopin habe ich prächtige Etüden einstudirt, die Ihr noch nicht kennt; ich denke noch immer sehr gut von diesem Komponisten und kann ihn unmöglich zu dem musikalischen Modevolk zählen.

8. Dezember 1839.

Liebste Emilie!

Die Vogelkantate haben wir auch hier, zum Geburtstag meines Vaters aufgeführt. Sämtliche Vögel hatten papierner, gerollte Schnäbel auf der Nase befestigt, Vogelköpfchen von Federn zusammengesetzt und seidene Flügel, was die Wirkung sehr erhöhte. Du schreibst mir, daß meine Lieder und Duette viel gesungen würden. Ich hatte Trautweins neulich einige neue Kompositionen angeboten; sie schrieben zwar zurück, daß sie sie im nächsten Jahre verlegen wollten, machten aber eine lange Vorrede folgenden Inhalts: Sie hätten noch großen Vorrath von Manuscripten, aber aus besonderer Rücksicht u. u. wollten sie dennoch u. u. und meine Sachen gingen nicht mehr so gut, wie die ersten Werke u.s.w. u.s.w. Nun will ich lieber nichts mehr bei ihnen herausgeben, denn ich möchte doch meinem Verleger keinen Schaden zufügen. Ich weiß nicht recht, was ich davon halten soll. Entweder Trautweins wollen nur meine Ansprüche herunterstimmen oder meine Freunde schmeicheln mir zu viel, wenn sie mir sagen, daß meine Lieder mit Beifall gesungen würden. Ich gäbe etwas darum, wenn ich nur in diesem Punkt zur Klarheit kommen könnte; es hat der Trautweinsche Brief mehr meinem Muth gelähmt als alle schmeichelhaften Nachrichten hierüber von Euch, Arnims und anderen mich angespornt hatte. Indeß schreiben muß ich einmal, ich will nur nicht zu viel herausgeben.

Ich fühle mich gar nicht vergnügt in Bonn, woran folgender Umstand die Hauptursache ist: Alles, was gesprochen wird, interessirt mich nicht, und da ist doch ein Hauptschmuck des Lebens hin, wenn man die ambrosische Rede vermisst. Wenig Leute, mit denen ich umgehe, „denken sich selbst was aus“, wie Hede sagt. Tiefe Empfindungen sind selten, weil große Schicksale selten sind. Frauenzimmer lesen bloß die Geschichtchen und schlagen die Raisonnements über; deswegen wissen sie auch über das Gelesene wenig zu raisonniren. In einer kleinen Stadt geschieht nichts, was des Erzählens werth wäre und schwatzen wollen dennoch Alle, folglich

erzählen sie irgend ein unbedeutendes Ereigniß fünf oder sechs Mal, immer wieder das nämliche. In einer großen Stadt braucht einer nicht den zehnten Theil Bildung oder Verstand, um im Umgang dennoch leidlich interessant zu sein. Zu Hause bleiben, musizieren, lesen wäre nun mein Trost; aber ich soll doch auch in den Mußestunden mit den Meinen verkehren und da findet sich nicht ein einziger geistiger Anknüpfungspunkt; das ist ein wirkliches Unglück zu nennen, wenn man sich doch sonst schätzt und liebt. Spräche ich meine Ansichten aus, so langweilte ich die Eltern oder schlug ihre Meinungen ins Gesicht.

Sie verstehen das gar nicht, daß man bei verschiedener Denkungsart dennoch einander lieben kann, und wollen mich gewaltsam ihres Sinnes.

Ich bin wirklich schon etwas verdummt; es ist Zeit, daß ich wieder nach Berlin komme, wo mich Frau v. Arnim und Metaphysico von Zeit zu Zeit aus der Bornirtheit aufrütteln, indem dieser mich vernünftig zu machen strebt und jene mich verzaubert. Im Februar und im April muß ich nochmals nach Cöln und so ungünstig auch die Saison fürs Stundengeben in Berlin sei, so werde ich wohl keinen Tag länger als nöthig in Bonn ausdauern. Man machte mir zwar allerseits das Herz schwer durch Bitten und Vorstellungen; aber ich entschuldige mich bei mir selbst über meine Grausamkeit damit, daß es unmöglich bloß das Privilegium des Mannes sein könne, den Beruf, den er sich einmal erwählt, als das wichtigste anzusehen und seiner Kunst oder Wissenschaft die Familienrücksichten unterzuordnen. Ich, wenn schon Frau, habe wenig Freude vom Häuslichen gehabt, nur Druck und Tyrannei. Mein halbes Leben ist verkümmert worden, den Rest will ich der eigenen Neigung preisgeben. Die mich tadeln, haben gut reden, sie sind glücklich, sind im Besitz alles dessen, was mein Herz entbehrt.

Bonn, den 2. März 1840.

Verehrter Herr v. H.!

. Ich bin lange krank gewesen; jetzt ist nach meiner Wiederherstellung zugleich mit einer ungewohnten Körperschwäche ein noch ungewohnterer Zustand von Seelenruhe (?) eingetreten. Sollten vielleicht die Aequinoctial-Lebensstürme sich endlich legen wollen, und die Sonne Vernunft einen Strahl auf mich herabsenden? – Als ich vor einigen Wochen so matt daniederlag, daß ich kaum die Hand zu regen vermochte, hatte ich ein so behagliches Gefühl, wie der Mann aus Grimms Märchen, der auszog, das Grusel zu lernen. Wenn Sie bei Ihrem alten Vorsatz geblieben sind, im Frühling nach England zu reisen, so können Sie es gewiß so einrichten, daß Sie über Bonn kommen; wie unsäglich froh würde ich sein, Sie wiederzusehen, und von allen Lieben hören, deren Werth mir 100fach einleuchtet, je länger ich ihn entbehren muß.

Bei einer neuen Lectüre, auf die ich mich mit großem Eifer geworfen, beklage ich oft im Stillen die Unmöglichkeit, in solcher Entfernung die alten „philosophischen Disputationen in abstracto und concreto“ nicht mehr durchführen zu können. Welche Quelle des Streitens wäre das in Berlin für uns geworden, da schon, scheinbar nur einseitiger Ansicht fähige Schriften uns so großen Stoff gaben und mich im Denken, Sie in der Geduld förderten. Doch Sie rathen nicht, was ich lese, wenn ich es Ihnen nicht sage. Es ist – die Bibel (zum ersten Male in meinem Leben). Ich komme den ganzen Tag nicht aus dem Erstaunen, denn ich hatte mir das Alles so himmelweit anders gedacht. Der Moses ist doch der phantasiereichste Poet, der je gelebt. Ich kann mich gar nicht zurecht finden, denn halb erscheint mir Alles so selbst mythologisch, und dann kommt wieder so ein blendender Weisheitspruch, daß ich unbedingt das Wunderlichste als göttliche Wahrheit annehmen möchte. Das geheimnißvolle Buch liegt in der sogenannten Geheimniß-Kommode verschlossen,

damit die Hausgenossen nicht dahinter kommen, daß ich verbotene Bücher lesen. (Es ist nämlich die Luthersche Uebers.) Es ist mir aber ein nie geahntes Glück damit aufgegangen. Adieu und denken Sie zuweilen mit Toleranz an

Ihre unbändige Freundin
J.M.

Bonn, den 1. März 1840.

Meine herzliche Emilie!

Von Zeit zu Zeit melde ich mich einmal wieder, damit Ihr mich nicht gar vergeßt. Zuletzt habe ich Dir im Dezember, bald nach meinem ersten Konzert geschrieben, wo ich durch eine Schaar von Hindernissen, die sich freilich zuletzt zum besten wendeten, in der Geduld geübt wurde. Gleich nachher wurde ich veranlaßt, ein zweites Konzert zu geben. Ich wählte die schönsten Ensembles aus Don Juan, andre Gesang- und Klavierstücke von großen Meistern, und nach einer Menge von Proben ging es dann auch so tadellos als möglich bei den hiesigen Kräften. Den Abend vor der Aufführung, da ich sehr erschöpft aus der Generalprobe nach Hause kam, sagte ich: „Diesmal kriege ich doch einmal ein Konzert ganz ohne Verdrißlichkeiten zu Stande; Niemand ist heiser geworden, Niemand ausgeblieben.“ Das Wort war kaum gesprochen, so schellte es, und herein kommt zu unserm höchsten Erstaunen ein Notar aus Cöln und sagt: „Ich komme, um Sie auf der Stelle abzuholen, durch ein Versehen des Präsidenten sind Sie auf den nächsten Freitag zum vierten Termin bestellt, und der war am vorigen Freitag. Morgen um zehn Uhr ist die letzte Frist abgelauten, sind Sie bis dahin nicht erschienen, so ist die ganze Scheidung null und nichtig.“ Ich fiel vor Schrecken fast um. Wir holten sogleich Zeugen, um eine Akt auszufertigen, denn alle diese Sachen hängen mit 99 Formalitäten zusammen. Ich schlief vor Aufregung nicht, wir fuhren vor Tagesanbruch ab und kamen noch eine Stunde vor dem verhängnisvollen Augenblick an, der die Frucht aller Aufopferungen vereiteln konnte. Wir hatten noch viel Laufen im Regenweiter, ehe Alles in Ordnung war. Um 12 Uhr bekam ich zuerst etwas zu frühstücken. Nachdem Alles glücklich beendet, nahm ich Extrapost und jagte carrière nach meinem Konzert, um halb drei Uhr sollte nämlich noch eine Instrumentalprobe sein. Ich war mehr tot als lebendig, aber am Klavier kam ich wieder zu mir. Ich hatte die Reise geheim gehalten, damit es sich nicht wie ein Lauffeuer verbreiten möchte: „Es ist kein Konzert“ welches eine furchtbare Konfusion gegeben hätte. Nachdem ich also nicht geschlafen, nicht zu Mittag gegessen, Gerichtsszenen ausgestanden, eine Reise von sechs Meilen, Nässe und Kälte erfahren, mußte ich am Abend das Konzert halten, als wäre nichts passiert. Ich nahm die letzte Kraft zusammen, denn ich mußte Alles akkompagniren, beim Finale soll ich wie zwei Orchester eingehauen haben. Es gab einen mächtigen Applaus – noch den Schlußakkord mit voller Macht und ich stürzte wie gebrochen zusammen, wurde weggetragen, habe tüchtig krank gelegen und bin noch nicht ich selbst

Bonn, den 2. März 1840.

Liebe Laura! wahrscheinlich verzögert sich meine Reise nach Berlin noch ein paar Monate. Außer dem Wunsche meiner Eltern, fesseln mich meine Schüler ebenfalls sehr an Bonn. Ich habe die liebenswürdigsten, talentvollsten Schüler, die Du Dir denken magst; Du dürftest mir freilich einwenden, daß die Berliner Schüler auch artige, liebe Wesen waren und darin hälttest Du auch recht, aber hier ist der

Fall, daß ich seit einiger Zeit nur noch die artigsten behalten habe. Mädchen mit herrlichen Stimmen singen Gluck, Mozart und Händel bei mir; angehende Komponisten studiren Generalbaß und liefern schon recht hübsche Sachen. Emil Naumann hat einen Psalm mit Soli und Chören vor 14 Tagen vollendet, dessen Aufführung allen Zuhörern Thränen entlockte. Der Junge ist voller Talent und Phantasie. Um die strengen Regeln bei diesen Wildfängen aufrecht zu erhalten, veranstalte ich alle Monate eine Preisbewerbung. Z.B. ich gebe einen Baß, darüber müssen sämtliche Schüler einen Choral machen, wer die schönste Melodie und reinste Stimmführung herausbringt, dem schenke ich eine Sonate. Alle Fehler gegen den reinen Satz werden mit 1 Sgr. Strafe gebüßt. Für die Summe wird Kuchen gekauft, damit in Compagnie auf den Kreuzberg gewandert, Kaffee getrunken und auf der dortigen Kirchenorgel die gekrönte Composition vorgetragen. Dies macht meinen Schülern großen Spaß, seither sind sie noch einmal so fleißig. Heute ist wieder eine Preisaufgabe gelöst worden. Ein sehr schwerer Baß, der sich immer in h-, fis- und Dis-Dur herumdrehte, ist von großen Mädchen und kleinen Knaben bearbeitet worden. Den Preis hat R. Hensler gewonnen (8 Jahre alt), er hatte nur einen Fehler gemacht

ich bin so vernarrt in die Kinder, daß ich mir Gewalt anthun muß, nicht 6 Seiten voll von ihnen zu schreiben. Nimm es nicht ungeduldig auf, bestes Laurchen, ich habe es mit Euch gerade so gemacht.

. Eure alte Freundin und Gespielin in Garten und Heim.
J.M.

Bonn, den 26. Mai 1840.

. Endlich nach unnenbarem Verdruß ist Alles glücklich überstanden. Wir haben die halbe Advokaten-Welt, Huissiers und andere Zivil-Beamte in Bewegung setzen, sehr große Opfer bringen müssen.

. Ich könnte 10 Seiten voll schreiben von all den Schwierigkeiten, Laufen an den Gerichten, Reisen zwischen Cöln und Bonn, doch das Resultat ist ja nach überstandener Qual doch immer das herrliche „Frei!“

Die Eltern haben durch den langen Kummer zu sehr gelitten; ich kann ihre Bitte nicht abschlagen hier zu bleiben. Die Schüler und deren Eltern bitten alle mit und gegen solchen Sturm ist nicht anzukommen. Freilich als Künstlerin bin ich hier in Bonn so gut wie todteschlagen, aber mich gewaltsam losreißen, jetzt, nachdem ich die Veranlassung der jahrelangen Lebensverbitterung der Meinen war, weiß ich nicht zu rechtfertigen. Es ist wahr, daß mein Herz viel mehr an den Berliner Freunden hängt, daß ich es tausendmal bereuen werde, weiß ich Alles; doch wenn ich die Absicht hätte, nur auf ein halbes Jahr nach Berlin zurückzukehren, so fühle ich mich wieder durch die Kunst und die Menschen, deren Gesellschaft mir werth ist, so gefesselt, daß an keine Abreise zu denken wäre. Am Freitag geht von hier der Fuhrmann Schmitzler nach Berlin; diesem haben die Eltern den Auftrag gegeben, meinen Flügel, mein bestes, sauer erworbenes Eigenthum mitzubringen, weil sie bei jeder Zögerung fürchten, es könnte mir wieder leid werden.

Wie leid es mir ist, Euch und so viele Lieben in Berlin vielleicht erst nach Jahre wiederzusehen, glaubst Du garnicht. Es hat mir schon manche heimliche Thräne erpreßt. Doch ein Entschluß muß durchgeführt werden.

Bonn, den 29. August 1841.

Meine liebe Emilie!

. was Dir die M. erzählt hat, ist nicht wahr und die M. weiß auch, daß es nicht wahr ist. Ich finde es unverzeihlich von ihr, sich dazu herzugeben, Stadtgeschichten zu verbreiten. Ueber das Verhältnis, welches die Veranlassung dazu war, werde ich Henning aufrichtig schreiben, weil es zumeist auf innern Seelenzuständen beruht und am richtigsten von einem Manne beurtheilt werden kann. Ueber mein Verhältnis zu Frau M. werde ich Dir gerne Aufklärung geben und bitte Dich, das Folgende Deinem Manne mitzutheilen, damit er mich widerlegen kann, wenn ich in der Gereiztheit zu weit ginge.

Die M. hat von jeher mein volles Vertrauen besessen. Vor 8 Jahren hat sie dies einmal verrathen und mir grenzenlosen Verdruß bereitet, so daß ich entschlossen war, mich nie wieder um sie zu kümmern. Als ich nach Berlin kam, siegte dennoch meine alte Liebe zu ihr und die große Sehnsucht, mit einer Landsmännin in dem fremden Lande Verkehr zu haben, mit der ich von alten Zeiten und den heimatlichen Zuständen reden könnte. Bald hatte ich alle früheren Erfahrungen vergessen, meinte auch, mit den Jahren sei sie zuverlässiger, ich vorsichtiger geworden und war endlich wieder auf dem alten, geschwisterlichen Fuß mir ihr, wo eben gar nichts im Rückhalt bleibt. Dies war eine Inkonsequenz und Unklugheit von meiner Seite, die sich natürlich an mir selber rächen mußte und so ist es auch geschehen, ohne daß ich mich mit Recht darüber zu beklagen hätte. Nicht, daß ich ihr abemals ein Ausschwaizen vorzuwerfen hätte, davon habe ich bisher keine Spuren, aber ein Andres, das ich ebenso schlimm halte, das absichtliche Mißdeuten meiner Rede und Handlungsweise.

Wir haben, glaube ich, beide dieselbe Meinung von der M., wir achten ihre Pflichttreue, ihren Verstand und ihre Feinheit im Verkehr mit der Außenwelt, wo sie stets nobel und lebenswürdig erscheint. Ueber die Schattenseite sind wir vermuthlich auch einig, nämlich, daß sie von den meisten Menschen unwürdig denkt. Sie traut allen Andern die gemeinsten und schlechtesten Beweggründe zu, während sie selbst sich stets wahr und rein erscheint. So lange sie mit Jemanden auf freundschaftlichem Fuße ist, hat sie Entschuldigungen für alle seine Handlungen. Hat sie aber einmal etwas gegen einen, so sind alle Beweise und Versicherungen vergebens, dann beschuldigt sie einen der innern Unwahrheit und das läßt sich doch kein ehrlicher Mensch gefallen. Ich will Dich an ein Beispiel erinnern, das ich Dir noch vor meiner Abreise geklagt habe und das Du vielleicht vergessen hast, während es mir wie ein Tropfen Aetzwasser ins Herz hinabgebrannt hat. Als ich vor 6 oder 7 Jahren in Bonn beginnen wollte, Unterricht zu geben, bat ich meinen alten Lehrer und Freund, mich zu empfehlen. Statt dessen intriguirte er aus Neid dawider, daß ich keine Stunden sobald bekam. Weniger der Verdruß über das Mißlingen, als die Erfahrung, eine sonst hochverehrte Persönlichkeit, da es an das eigene Interesse ging, kleinlich gesinnt zu erkennen, machte mich damals krank und melancholisch. In solchen Fällen giebt es nur ein Heilmittel, und zwar den Fehler des Anderen als Warnung gegen sich selber zu gebrauchen. Ich habe mir zum Gesetz gemacht, seit ich selber als Lehrerin anerkannt und beim Publikum gesucht bin, allen jungen Emporstrebenden nach Kräften fortzuhelfen. Und so habe ich es stets bis heute gehalten und hier in Bonn sogar mit Aufopferung des eignen Interesses, wie sich versteht und was ich mir auch nicht zum Lob anrechne, da es Pflicht ist. Als ich von Berlin abreiste, in der Meinung, ich käme nach wenigen Monaten zurück, bat mich Fri. W., ich möchte ihr doch Gelegenheit geben, einige meiner Stunden zu

übernehmen, damit sie einen Anfang mache und einen Beweis ihrer Fähigkeiten liefern könne. Mit dem größten Eifer bemühte ich mich darum und bat auch die M., das junge, wirklich recht geschickte Mädchen zu empfehlen. Diese warf mir vor: „Ich empföhlte absichtlich eine Stümperin, damit meine Schüler den Abstand fühlen.“

Sage mir, wäre so etwas nicht Grund genug, alle Liebe von einer Freundin abzuwenden, die einem solche eine raffinierte Niederträchtigkeit der Gesinnung zutraut. Ich schwieg und legte mir es als eine böse Laune aus, die vielleicht durch eine häusliche Unannehmlichkeit in ihr hervorgerufen worden. Ich hätte auch nichts erwidern können, als sie erwürgen.

Nun komme ich zum Hauptpunkt. In der frühesten Zeit, als ich die M. kennen lernte, war ich eine durchaus gedankenlose Katholikin, wie die Meisten, die von Religion nichts wissen, als die äußerlichen Zeremonien und den Kinderkatechismus. Die M. war eine „Aufgeklärte“, die gar nichts glaubte. Aus den Gesprächen mit ihr gingen mir zuerst ganz ungeahnte Lichter auf, aber bei meiner geringen Erfahrung konnte ich das Kind vom Bade nicht unterscheiden. Ich grübelte ohne Leitfaden weiter und warf zuletzt vor Verworrenheit Alles weg. . . . Hiervon habt Ihr in meinen Disputationen mit Henning Proben genug gesehen. Ich bin seit 7 Jahren oder länger von jeder kirchlichen Gemeinschaft losgelöst, stehe also so frei, wie wenn ich frisch auf die Welt gekommen wäre. Treulos und abtrünnig kann ich von keiner Kirche sein, ich kann jetzt nur dem Heidenthum abtrünnig genannt werden. Ueber meine Ansichten im Religiösen habe ich Henning geschrieben und der hat mir bestätigt, nicht widerlegt, was ich unterdeß gelernt. Nun hat aber die M. eine andre Richtung eingeschlagen. Die ist seit der Absetzung des Erzbischofs von Köln eine fanatische Katholikin geworden. (Ich fürchte, mehr aus Trotz und Preußenhaß, wie aus innerer Ueberzeugung.) Dieses hat mir etwas Komisches, aber etwas Trauriges hat mir der polemische Ingrim, mit dem sie die Andersmeinenden verdammt. Ihr könnt das nicht so beobachtet haben, da sie mit Euch als Protestanten nicht über die Sache so gehässig sprechen mag. Mich aber hat es oft innerlich gejammt, wenn ich die so würdige, milde Frau, mit erblassenden Wangen und blauen Lippen, zitternd vor Zorn, über theologische Dinge wüthen sah, von denen sie als Ungelehrte ja gar nicht einmal eine sichere klare Ansicht fassen kann. Auch dünkt mir nur dies die recht Religion, welche liebevoll und friedlich die Menschen beruhigt, nicht gegeneinander empört. Das Lächerlichste und Widersprechendste aber erschieht mir, daß die M. mich trotz aller heidnischen Frechheit, trotz Spott und Orgelsiedern, trotz der ärgsten Thorheiten nicht aufgab, mich stets lieb behielt, aber seit ich die erste Neigung zum Protestantismus eingestand, sich mit Haß von mir abwendete. Ich glaube, sie verziehe mir eher das größte Verbrechen, als eine antikatholische Richtung. Ich hätte ihr über eine solche nie gesprochen, wenn sie es nicht mit Gewalt aufgestachelt. Zu einer Zeit, als ich mich tief unglücklich, verzweifelt bis zur Lebensstathheit fühlte, machte ich die Bekanntschaft eines evangelischen Geistlichen, der ehemals Schüler meines Vaters, jetzt Kollege desselben am Gymnasium, zugleich Dozent an der Universität ist. Seine Teilnahme war mir erst nur tröstlich aufrichtend in meinen bittern Verhältnissen, auch vermied er jedes Gespräch über religiöse Gegenstände, um nicht in den Verdacht des Bekehrens zu kommen. Ein vertrautes Gespräch führte mich darauf, ihm zu bekennen, daß ich nie die Bibel gelesen. Ich bat ihn, mir das neue Testament zu leihen. Welchen ungeheuern Eindruck das bei meiner damaligen Seelenverfassung auf mich machen mußte, begreift nur halb Derjenige, der von Jugend auf in der evangelischen Kirche gestanden. Ich schrieb natürlich im ersten Enthusiasmus an die M., von meinem Glück, von der Hoffnung, endlich den Weg der Ruhe und des Friedens gefunden zu haben. Sie antwortete sehr erfreut, aber zugleich streitsücherrisch warnend vor protestantischen Abwegen, und mit

enthusiastischem Preis des Katholizismus. Das schien mir etwas die schöne reine Aetherluft zu entweihen, die mich aus dem Evangelium anwehte; katholisch oder protestantisch, das kam mir so menschlich klein neben dem klaren, einfachen Gotteswort vor, und ich schrieb ihr, daß ich gar nichts von dem Unterschied wisse und darnach frage. Ich hielte die Form für überflüssig; müßte ich mich für eine entscheiden, so gäbe meine Neigung der evangelischen den Vorzug, weil sie am nächsten dem Ideal sei und die wenigst irdische Beimischung habe. – Von der Zeit dieses Ausspruchs an stellt sich die M. als meine entschiedene Feindin dar. Sie beschuldigt mich, ich sei unwarh gegen mich selbst, ich wolle meiner Religion untreu werden, um in eine andere bloß deshalb einzutreten, weil sie dem Egoismus ein weiteres Feld offen lasse. Wenn man ihre Briefe über den Protestantismus liest, so sollte man glauben, das sei eine Religion für Spitzbuben und Ehebrecher. Sie erhebt den Katholizismus in den höchsten Himmel. Behauptet, nur die Länder hätten Bildung und Charakter, wo er herrsche und vergißt ganz und gar, daß ich sehr genau die Weltgeschichte kenne und auch weiß, wies jetzt in Spanien und Frankreich u. u. aussieht und welche großen Männer alles Protestanten waren. Ferner: zu der Zeit, als mir in Berlin keine Aussicht für meinen Scheidungsprozess sich aufthat, sagte die M. mir: „wenn Sie protestantisch werden wollen, so geht es hier sogleich. Thun Sie's doch, kein vernünftiger Mensch wird es Ihnen übel nehmen; ich selbst verdächte es Ihnen keinen Augenblick in diesem Nothfalle.“ Also um eines Vortheils Willen verdenkt sie es mir nicht und bei einer inneren Ueberzeugung sollte es ein Schlechtes heißen? Freilich, damals saß der Bischof noch nicht in Münden. Ich habe damit noch gar nicht gesagt, daß ich die Ueberzeugung hätte, aber mit welchem Recht kann diese Frau behaupten, daß ich sie nicht hätte

Wenn ich offenbar zum Protestantismus übertrete, so kann ich es sogleich. Aber das will ich nicht, weil ich durchaus keinen Grund geben mag, daß ein Mensch von mir denkt, ich träte über, um zu heirathen. Vor der Hand ist also gar keine Möglichkeit da; wo sie herkommen soll, sehe ich noch gar nicht ein. Davon seid aber gewiß, daß Ihr nie von mir erleben werdet, daß ich einer Lüge mein Glück verdanke. Ich halte es auch für undenkbar, je glücklich zu sein, wenn man die Achtung vor sich selbst verscherzte. Denn offen gesagt, insofern ich bis jetzt belehrt bin, halte ich von den bestehenden Kirchen die evangelische für die beste, aber nicht für unfehlbar und ich schwöre auf keinen Glauben, den ich nicht habe. Ein Exempel mag es Dir darthun, wie ich es meine. Wäre ich vor Luthers Zeiten als Jüdin geboren, so hätte ich wohl begriffen, falls ich so viel Denkkraft gehabt, daß mein Judenthum nichts werth sei, aber unter den damaligen Päpsten hätte ich den Katholizismus nur als Traufe angesehen. Einstweilen warte ich noch einmal ab, ob es eine Reformation giebt, in die ich mit gutem Gewissen hineinschlüpfen kann. So lange die protestantische Kirche nicht von den Pietisten gesäubert ist, mag ein Naturkind keine Gemeinschaft damit.

Was das Verhältnis mit meinem Freunde Gottfried Kinkel angeht, den das Publikum für meinen Bräutigam erklärt, obwohl ich keinem Menschen davon bisher etwas anvertraut habe, so werde ich Herrn v. Henning darüber Auskunft geben, sobald ich ihn von seiner Reise aus Thüringen zurückgekehrt weiß.

den 2. September 1841.

Liebe Herzenslaura!

Ganz unsägliche Freude hat mir Dein Brief gemacht, besonders die Hoffnung die mir daraus aufgeht, euch im nächsten Jahr in Bonn zu sehn. Schon sehe ich uns im Geist über den Rhein schiffen, und den Weg nach meinem diesjährigen

Liebingsplätzchen einschlagen. Dieses ist ein ländliches Wirthshaus mit einem platten Dach, rings mit einer Galerie umgeben, und worauf man Tische und Bänke nebst Kaffee und Wein findet. Ganz nah sind die lieblichsten Spaziergänge durch laubbedeckte Wölbungen, neben einem rieselnden Mühlbach, an dessen Rande schöne Blumen stehn; eine alte epheumrankte Abtei liegt dicht am Bergabhang vor dem Walde, der wieder von ungeheuern Steinbrüchen begrenzt ist. So wunderbar mannigfaltig ist unsre Gegend, daß man von einem zwei Stunden langen Pfade, die buntesten Eindrücke mit heimbringt. Oben auf dem Dach sitzend überschaut man ein mehr als acht Stunden weites Panorama mit unzähligen Bergen und Thälern. Den Rhein sieht man oben bis an die Insel Nonnenwerth, wo die sagehreichen Siebenberge liegen; unten beschließen die Thürme und der graue kolossale Dom von Cöln die Aussicht. Und das lustige Wesen um einen herum, ist gar zum Entzücken. Vierzehn Dampfschiffe fahren täglich den Rhein auf und ab. Da knallen die Kanonen, da blasen die Waldhörner und flattern die bunten Fahnen und Wimpel, wenn irgend eine berühmte Person darauf vorbeifährt. Lustige Studenten singen Chöre im Freien, und die Bauern tanzen und halten Kirrnes. Dann schallt aus diesem, dann aus jenem Dorf die Tanzmusik herüber. Die Dörfer sehn alle so poetisch aus; sie liegen meist zwischen großen Obstgärten, so daß die Dächer nur wie bekränzte Häupter herausgucken. Die ärmsten Hütten sind noch meist von einem Weinstock ganz überzogen. Wenn wir Sonntags auf das Land hinauswandern, so nehmen wir ein Paquetchen Bilder mit für die kleinen Bauerkinder. Für ein paar Groschen kann man das halbe Dorf vergnügt machen. Ehe die Kinder ein Bildchen geschenkt bekommen, müssen sie erst sagen was es vorstellt, oder wenn es ein fremdartiger Gegenstand ist, so expliziren wir es. Das wissen sie nun schon und laufen uns Streckenweit entgegen, wenn wir kommen.

Ich wünsche Dir viel Glück zu Deiner Confirmation, und stelle Dich mir nun als erwachsene verständige Dame vor. Du hast auch Englisch gelernt! Da muß ich Dir einmal einen englischen Brief schreiben, und sehen ob Du den verstehst. Du kannst Deinem lieben Vater sagen, ich sei jetzt kein „geographischer Abscheu“ mehr. Ein Freund, der Historiker ist, hat mir dieses Jahr hindurch zugleich geographische und geschichtliche Vorlesung gehalten; dafür habe ich ihn zu einem Musikkenner gemacht und die besten Opern und Oratorien meiner Bekanntschaft ihm vorgelesen und erklärt, was sich erklären läßt. Bei meinen geschichtlichen Studien war uns eins schlimmer; ich habe kein Namen- und Zahlen-Gedächtnis; dafür aber desto besseres musikalisches Gedächtnis. So blieb mir nur eins übrig; nämlich, was ich aus der Geschichte auswendig behalten mußte, in Knittelverse und auf bekannte Melodien zu bringen.

Deine Mutter hat mir verrathen, daß Du Dich beim Hemdennähen einigermaßen langweilst. Um diese Langeweile nützlich anzuwenden, solltest Du Dir von Schmidts Julie auch ein paar Verse Weltgeschichte machen lassen, diese auf Noten bringen und zur Nätherei mit Heden zweistimmig absingen, damit Ihr so feste Historiker würdet wie Eure Tante Iphy. Neulich habe ich in meinem Hause ein schönes Morgenkonzert gehalten, wo unter andern auch der letzte Akt aus Armida von Glück aufgeführt wurde. Wir haben eine vorzügliche Sopran-Sängerin, und 3 gute Tenore (einen mit einer wahren Göttersimme) zu Gebot stehen. Der Aufführung hätte man sich in Berlin nicht zu schämen gebraucht; es war nur schade, daß so wenig Leute zuhören konnten. In meine Zimmerchen waren doch fast 40 Menschen hineingepfropft. Was das Dirigiren und Componiren angeht, so komme ich hier nicht aus der Uebung. Jetzt bin ich bei einem komischen Singspiel, wozu ich den Text selbst gemacht. Meine Freunde sagen, es sei das netteste Stückchen, das ich je gemacht (was freilich nichts Großes heißt). Wenn es fertig ist, führen wir es an

familie einmal auf. Du hast mich so verwöhnt mit Gefälligkeit, daß ich keinen Brief mehr schreibe, ohne Dir einen Auftrag aufzubürden. So folgt auch hierbei ein Paquetchen, das ich Dich bitte, an seine Adresse besorgen zu wollen. Es enthält ein Liederheft, von dem ich sehr wünsche, daß es Eingang fände; ein andres ist jetzt in Leipzig im Druck. Lebe wohl, grüße Deine lieben Geschwister herzlich von mir, auch die Tanten, und wer freundlich an mich denkt. Das Liederheft op. 15 was ich Deiner lieben Mutter sende, enthält fast nichts als was sie schon kennt. Ich konnte es aber doch nicht lassen, es ihr in neuer Form nochmals ins Gedächtniß zu bringen. Das Mariechens-Wiegenlied ist hier das Lieblingsstückchen meiner Schülerinnen.

Deine getreue Johanna Mockel.

Bonn, den 11. Oktober 1841.

Verehrter Freund!

Sie haben mich aufgefordert, Ihnen über meine jetzigen Verhältnisse zu schreiben. Ich begreife, daß diese Mittheilung, wenn ich aufrichtig sein soll, zugleich eine Verantwortung wird. Diese bin ich allerdings meinen nächsten Freunden schuldig, deren Achtung und Theilnahme ich mir für meine Lebensdauer zu erhalten wünsche. Will ich Ihnen aber von den bestehenden Verhältnissen eine klare Schilderung darlegen, so muß ich auf deren Grund und Zusammenhang zurückkommen. In der Kürze geht das nicht, denn sie könnten mir später vorwerfen, ich habe nicht die ganze Wahrheit gebeitet. Soll ich nun alle Umstände, die zu meinen Ungunsten vorhanden sind, preisgeben, so muß mir auch gestattet sein, diejenigen anzuführen, die zu meiner Entschuldigung in Ihren Augen etwas beitragen können. Was Ihnen von einer bevorstehenden Wiederverheirathung berichtet worden ist, sind bloße Vermuthungen, meist Erdichtungen des Publikums einer kleinen Stadt. Was wirklich an der Sache ist, darüber ist bisher durch mich niemanden etwas Offizielles bekannt geworden. Sie sind die erste Person, der ich meine letzten Erlebnisse und die Erwartungen, die sich daran knüpfen, erzähle. Vergeben Sie, wenn ich sehr weit aushole, und meine Raisonnements mit einmische, nebst demjenigen was Sie, wie ich voraussetze, hier und da dagegen vorbrächten, und wie ich es in gewohnter Weise widerlegen würde.

In meinen frühesten Mädchenjahren ging ich mit meinen Eltern zuweilen eine Landpfarrfamilie besuchen, deren Sohn Schüler meines Vaters war. Ich pflegte zu der Tochter des Hauses mich zu gesellen, die in meinem Alter war.

Wir hielten uns schon für erwachsene Damen und zogen den Bruder nicht weiter in unsre Unterhaltung, da wir ihn ganz und gar noch dem unreifen Knabenalter zuzählten. Nichts destoweniger war meine Erscheinung damals die erste, die bleibenden Eindruck auf dessen junge Phantasie machte, und jene kindliche Erinnerung halte ich für die erste Veranlassung unsres Widerzusammenfindens, welches für unser ganzes Leben entscheidend geworden.

Seit meiner Verheirathung hatte ich die Pfarrerstochter nicht mehr gesehen und von der Familie auch nichts mehr erfahren. Dazwischen lagen so viele Ereignisse, mein mehrjähriger Aufenthalt in Berlin, das Beginnen des Scheidungsprozesses, alles so außerordentliche Dinge, daß man mir vergeben muß, wenn eine flüchtige längstverschollene Bekanntschaft bis auf den letzten Schatten aus meinem Gedächtniß getilgt schien.

In den ersten Wochen nach meiner Wiederkehr aus Berlin war ich auf einem Fest bei Const. Dir. Augusti, wo mir sogleich beim Eintreten ein sehr großer,

bedeutend aussehender Mann auffiel, der mich zu kennen schien, den ich aber, wie ich glaubte, noch nie gesehen hatte. Er betrachtete mich scharf, und redete mich dann freundlich an, ich erinnere mich der ersten Worte, die mich befremdeten: „Ja, Sie sind noch wie damals, es sind noch dieselben Augen!“ Ich fragte meine Nachbarin „wer ist das?“ und man nannte mir Dr. Gottfried Kinkel. Licentiat der evangelischen Theologie und Privatdozent bei der Universität. Nun entsann ich mich wieder des Pfarrersohnes, den ich vor vielleicht 10 Jahren zuletzt gesehen, und wir freuten uns im Gespräch alter fröhlicher Erinnerungen. Zufällig ward derselbe bei Tisch nach Nachbar, und wir verwickelten uns so tief in Unterhaltungen über Poesie, Musik, Italien, von wo er eben zurückgekommen, Berliner berühmte Personen, deren einige uns gemeinschaftlich bekannt oder sehr interessant waren, daß die übrige Gesellschaft uns mit dem großen Eindruck, den wir auf einander zu machen schienen, in der ersten Stunde neckte und zum Spaß beim Dessert schon unsre Gesundheit als Verlobte trank.

Nun ist dies zwar ein in Bonn leicht und häufig vorkommender Spaß, aber es scheint denn doch, daß die Leute uns sehr zusammenpassend finden, da sie uns vom ersten Tage an nachsagten, wir hätten uns ineinander verliebt.

Frage ich nun mein eignes Herz, so kann ich meine damalige Empfindung nicht eben verliebt nennen, doch dachte ich wohl, „hättest Du diesen früher gekannt, so wäte dir mancher Irthum im Leben erspart geblieben.“

Gottfried Kinkel, der auch schon durch anderweitige Verhältnisse gebunden war, schrieb nach jenem ersten Gespräch in sein Tagebuch, „diese möchte' ich mir zur Freundin wünschen.“ Er machte am folgenden Tage Besuch in unserm Hause, und fand mich nicht anwesend. Wollte ich nun die Bekanntschaft weiter spinnen, so brauchte ich nur nach hergebrachter Sitte den Dr. Kinkel zu einer Gesellschaft einladen. Meines Vaters Geburtsfest fiel nicht lange darauf, und meine Eltern sprachen davon, Dr. Kinkel eine Einladung zu schicken. Ich wollte es nicht gerne, und bat die Mutter es zu unterlassen. Nicht als Vorsorge, damit wir nicht einander näher kommen sollten, sondern rein um keinem Gerede deshalb mich auszusetzen, welches mir zu jener Zeit aus vielen Gründen mehr als je unangenehm gewesen wäre. Später fanden wir uns wieder in einem Leseverein zusammen, der sich alle vierzehn Tage versammelte. Wir vermieden fast mehr als nöthig, mit einander zu reden, dennoch behaupteten alle Anwesen den aus allerlei kleinen Beobachtungen, die meist nicht wichtiger waren, als ein Blick, eine gewöhnliche Höflichkeit, daß Kinkel mich liebe. Ich habe so früh durchaus nicht daran geglaubt, eben so wenig als ich glaubte, daß die große Verehrung, die ich zu ihm trug, je eine leidenschaftliche Liebe werden würde.

D. 12. Okt. Was das Aeußerliche des Verhältnisses anging, so war ein ernsthaftes Ende im weltlichen Sinne dieses Wortes noch weit undenkbarer, denn diese Zusammenkünfte fielen in die Zeit, wo M. . . . die Scheidung wieder leid geworden war, und wo ich keinen anderen Ausweg sah, als bald wieder nach Berlin zurückzukehren. Auch hörte ich, daß Kinkel seit mehreren Jahren verlobt sei, mit einer Verwandtin, deren Bruder seine Schwester geheirathet hätte, und daß er nur eine Professur erwarte um sich zu verheirathen. Diese werde gewiß bald erfolgen, denn es sei nur eine Stimme darüber, wie vorzüglich er in seinem Fache sei.

Ueber das ungeheure Ahnungsvermögen der Klatschschwester kann ich nie genug staunen. Schon vor 20 Monaten erzählten sich die Madammen bei den Kaffeewisiten, daß Kinkels Braut große Ursache habe, auf mich eifersüchtig zu sein, und wenn meine Verhältnisse anders wären, so würde er sich um meine Hand bewerben. – Wir beide indessen dachten an solche Dinge garnicht; wir sprachen ausschließlich von Büchern, von Kunstwerken u. dgl. In der ersten Zeit, wo er unser

Haus zu besuchen anfang. Natürlich, eine so wunderbare Uebereinstimmung der Gemüther, wie sie bei uns vorwaltet, mußte bald zu vertrautem Mittheilungen führen. Wir theilten einander unsre persönlichsten Verhältnisse und Empfindungen mit, und so kamen wir zunächst auf das Religiöse.

Hier nun ward Kinkels Verstand in einem für mich so wirren Labyrinth mir unschätzbar und unentbehrlich, um alle Fragen und Zweifel zu beantworten. Auf diesem Punkt wurden wir Freunde. Mir brachte er den ersten Lichtschimmer in meiner unglückseligen Unklarheit. Was ihn am festesten an mich band, war damals gewiß nur die Ueberzeugung, daß ich seiner bedurfte. Von meinen unglücklichen, fast verzweifelten Stimmungen aus jener Zeit glaube ich, Ihnen geschrieben zu haben. Daß ich mich wieder herausgerettet, verdanke ich nur diesem Freunde, der mir wie von Gott gesandt schien. Wenn ich gesagt habe, daß in mir und Kinkel eine ungewöhnliche Uebereinstimmung sich kund gab, so gilt dies nur unsern ursprünglichen Neigungen, Grundansichten, im künstlerischen besonders, und in den Talenten. Meinen Charakter kenne Sie genugsam und wissen soviel von meinen Schicksalen und dem mangelhaften meiner früheren Ausbildung, um sich die sonderbare Richtung natürlich auszulegen, die ich bis zu meinem dreißigsten Jahr ungefähr eingeschlagen. Hingegen fand ich Kinkel grade so, wie ich hätte werden mögen. Von Jugend auf in streng christlichen Prinzipien erzogen, in vorzüglichen Umgebungen ausgebildet, hatte er alle Wildheiten seiner angeborenen Genialität (ich finde kein bezeichnenderes Wort augenblicklich) bekämpft gelernt. Er erscheint somit höchst ruhig und ernst, spricht sehr langsam und besonnen, und nie entföhrt ihm eine Behauptung, die er nicht mit den tiefsten überlegtesten Gründen rechtfertigen könnte. Also ist ein ebenso großer Gegensatz sichtbar, als Gleichheit in uns, und ich möchte vielleicht eher behaupten dürren: wir gehören zusammen, weil wir einander ergänzen. Auch bewahren wir einer den andern vor der allzu schroffen Ausbildung unsrer Eigenthümlichkeit, seit wir uns gegenseitigen Einfluß auf unser Leben gestatteten.

In Ihrem vorletzten Briefe haben Sie mich vor einer pietistischen Clique gewarnt, die hier in Bonn ihr Wesen treibe. Diese Clique hatte sich seit K.'s öffentlichem Auftreten einigermaßen seiner Persönlichkeit zu bemächtigen gesucht. Zu den frömmelnden Familien ward er viel eingeladen, herangezogen, obschon man Anstoß an seiner oft hervorblitzenden freisinnigen Keckheit nahm. Dennoch hielt man ihn umklammert, denn er ist eben keine Person, die einer herrschenden Partei gleichgültig sein kann. Entweder sie erzogen sich an ihm einen der besten Vorkämpfer, oder er konnte einst der gefährlichste Feind jener Sekte werden. Er ist jung, noch im Streben begriffen, keineswegs noch eisern entschieden auf einer bestimmten Richtung, also schien es auch leicht, ihn herüberzuziehen oder im andern Falle zu vernichten. Das erste ist, Gott sei Dank, mißlungen, das andre möge der Höchste verhüten.

Die Leute, mit denen ich am meisten umging, konnten sich vor Erstaunen nicht fassen, als sie K. in unserm Hause trafen, den sie schon zu den Erzprietisten gezählt hatten. War er heiter und lebenslustig, ging in den herrschenden Ton unsrer Geselligkeit mit ein, so hielten sie das alles für Verstellung, als ob wahre Frömmigkeit und jugendlicher Frohsinn nicht neben einander bestehen könnten. Nach und nach entfremdeten sich mir die alten Freundinnen, meist Katholikinnen, weil sie sich einbildeten, K. ging damit um, mich protestantisch zu machen. Meinem Freunde ging es eben so in seinem stock-protestantischen Kreise. Dieser bildete sich ein, ich mache ihn gottlos. Wahrscheinlich sahen sie mich als eine Art Mephisto an, der dem Gott Vater ins Gesicht sagt: „Gebt Acht, den sollt Ihr noch verlieren.“ Sie schienen wirklich bange zu sein, das Weltkind möchte Ihnen zum Possen ihren ausgewählten

Heiligen verführen. So wurde von beiden Seiten gewarnt und Niemand verstand das Schöne und Wahnhafte, was in unserm Verhältnisse lag.

Ich erinnere mich sehr wohl, daß Sie überhaupt so innige Freundschaften zwischen Mann und Weib nicht gelten lassen, auch besitze ich noch eine aufgeschriebene Disputation aus jener Zeit, wo wir zwar Ihre Theorie durch die That widerlegten, denn unsere Abendgespräche waren doch auch mehr als gewöhnliche nichtige Gesellschaftsgeplauder. Sie bedurften zwar keiner Freundin, denn Sie haben Frau und Kinder, die Wissenschaft, die ganze Welt; ich bedarf aber der männlichen Freundschaft. In den Frauen ist nicht Stahl genug, um mit mir zurecht zu kommen, keine hat je auf mich gewirkt, wie z.B. Sie damals. Habe ich mich Ihrer geistigen Vormundschaft zu Zeiten entzogen, so habe ich selbst es am schwersten zu büßen gehabt. Kennen Sie meine häuslichen Verhältnisse hier, so würden Sie gewiß zugeben, daß ein verstehender Umgang Lebenslust ist, ohne die ich verkümmern müßte. Nun werden Sie sagen: „Der Dr. K. brauchte aber keine Freundin, der sollte sich mit seiner Braut begnügen.“ Dies sagten ihm ebenfalls vor fast zwei Jahren warmend seine Freunde und Verwandte. Er erwiderte: ein Charakter wie der meine sei doch der Mühe, wenigstens eines Versuches werth, ihn für einen edlern Wirkungskreis zu erretten und das könne nur die Religion, an die ich eben zur rechten Stunde, in der für mich zugänglichen Form, durch ihn erinnert worden. Jene sagten, „das sei vergebens, mich werde er nie für das Christenthum gewinnen“. In dem Sinne wie jene es meinen, ist das allerdings wahr. Für Frömmerei, für dogmatische Spitzfindigkeiten und all das Unkraut, was sich vor der Kirchthür eingenistet hat, bin ich freilich nicht zu gewinnen.

Dergleichen Pharisäerei verachtet K. eben so sehr wie Sie und ich es thun. Daß aber ein Pfad der Ruhe, der endlichen vernünftigen Klarheit mir eröffnet ist, das bedanke ich allein seinem Wirken. Mich zu einem Uebertritt zum Protestantismus zu bewegen, das ist überhaupt nie K.'s Tendenz gewesen. Eher fürchtete und floh er jedes Gespräch über Unterschied der Konfessionen, schon aus Rücksicht für meine Eltern, die ihn achten und ihm vertrauen. (Er ist Kollege meines Vaters seit acht-zehn Monaten, als Religions-Lehrer am selben Gymnasium).

Was nun das Verhältniß zu seiner Braut angeht, so konnten wir dies als durchaus kein Hinderniß betrachten, freundschaftlich mit einander umzugehen. (NB. Wir sahen uns höchstens einmal in der Woche auf eine oder zwei Stunden damals.) K.'s Braut war, wie ich von andern hörte, ein junges hübsches Mädchen. Er sprach mit großer Achtung von ihrem Charakter, ihrem Verstande, schrieb ihr auch Lebenswürdigkeit und Talente zu. Jetzt kommen freilich die überklugen Leute und sagen: „Damals als Ihr anfangt einander unentbehrlich zu werden, da war es Zeit, da müßtet Ihr euch trennen.“ Dasselbe wird Herr v. Henning auch sagen. Ich kann nur antworten: Meine Gefühle waren von der mindesten Leidenschaft damals entfernt, Beweis: ich schrieb für K.'s Braut Liedchen ab, korrespondierte unbekannter Weise mit ihr, auf einer Reise ging ich sie zu besuchen, verfehlte sie aber, und hatte keine besonders ärgerliche Empfindung, meinen Freund als Bräutigam oder verheiratheten Mann zu denken. Die erste Regung von Leidenschaft pflegt man selbst nicht dafür zu erkennen. Hätte ich sie auch erkannt, mit welcher Stirn sollte ich dem K. zu verstehen geben: „Kommen Sie nicht mehr zu mir, denn ich fürchte mich in Sie zu verlieben.“ Ueberhaupt wie soll man in solchen Fällen einen harmlosen Umgang abbrechen, ohne treulos zu scheinen. Nun aber der schwerere Vorwurf gar, ich hätte an die Gefahr denken sollen, die ihm drohte. – Hätte ich daran gedacht, so würde mich ja die ganze Welt ausgelacht haben. Stellen Sie sich nur den Fall vor, daß die Braut selber eine Ahnung hätte haben können, ich entferne aus Großmuth ihren Geliebten von mir, damit er sich nicht in mich verlieben möge, sie hätte ja auch nur

fragen können, „was bilden Sie sich ein?“ Selbst alle die Leute, die uns mit einander neckten, glaubten gewiß nicht ernstlich an eine solche Möglichkeit, der alle Hindernisse, die in der Welt für wichtig gelten, entgegenstanden.

Den 14. Okt. Nun bleibt die nächste Frage wohl: wenn K. eine so lebenswürdige Braut hatte, wie konnte er dann in seiner Neigung schwankend werden? – Ich glaube nicht, daß er je eine leidenschaftliche Liebe zu ihr gehabt hat. Er hatte sie gewählt, weil sie ein redliches, gutes Mädchen war, von der er voraussetzen durfte, sie würde einst eine recht vorzügliche Hausfrau sein. Es ist ja so natürlich, daß ein junger Mann, der mit seiner Schwester im Hause von deren Bräutigam ist, auf die Gesellschaft der künftigen Schwägerin angewiesen wird. Solche Verlobungen machen sich wie von selbst. Aber so lange dies Verhältnis auch ein ganz vernünftiges und glückliches mag geschienen haben, es trug von Anfang an den Keim zur Auflösung in sich. K. ist Dichter, nicht bloß im Sinne wie man diesen Namen 100fach mißbraucht, ihm ist alles innerste Sein und alles Leben in der Außenwelt von Poesie durchdrungen, und sie war ganz Prosa. Dies ward ihm erst unleugbar klar, seit wir uns fanden.

Trotzdem wäre er gewiß nie auf den Gedanken gekommen, ihr sein Wort zu brechen, wenn nicht spätere Ereignisse einen Gemüthszustand in uns Beiden herbeigeführt hätten, der es durchaus nothwendig, eigentlich K. zu einer Pflicht machte, sein Verlobniß aufzulösen, um viel schlimmeres Unheil zu verhüten.

Sehr wohl erinnere ich mich, daß ich in einer großen Generalbeichte, die ich Ihnen im vorigjährigen Juli ablegte, noch geschrieben: „Ich bete alle Tag zu Gott, daß er mich bewahren möge, mich je noch einmal zu verlieben.“ Es war dies mein höchster Ernst. Nicht allein, daß ein Verhältniß, das man im täglichen Leben Liebschaft nennt, mit keinem romantischen Zauber mehr meine Phantasie reizte, im Gegentheil, alles dergleichen war mir verhaßt geworden, und ich hätte geglaubt, meine Verehrung für K. zu entheiligen, wenn ich nur einen Brief von ihm an die Lippen gedrückt hätte. Mir war nie ein Mensch so überirdisch rein erschienen; ich traute ihm gar keine Unruhe noch Leidenschaften zu.

Ganz erstaunt war ich, als mir, wenige Tage nachdem ich Ihnen geschrieben, K. ein Gedicht sandte, aus dem mir zuerst wie ein Blitz hervorleuchtete, daß nicht Liebe, nur das alte Versprechen ihn an seine Braut binde, daß er es als einen tiefen Schmerz fühle, daß wir dies Leben durch eine unübersteigliche Kluft getrennt seien. Das ausgesprochene Wort hat eine furchtbare Gewalt. Mit diesem Wissen, „er liebt mich“ wurde mir plötzlich klar, daß ich ihn liebte, und mächtiger, als ich jemals etwas auf der Welt geliebt.... Es war mir, als sei alles Wahn und Täuschung gewesen, was mir je vorher das Herz bewegt hatte. Doch das wußte ich, ein vergangnes Leben ist durch keine neue Empfindung zu annulliren. Hatten wir uns früher geirrt, so mußten wir nun für den Irrthum büßen. Was ist Schuld auch anders als Irrthum?

Vielleicht tadeln Sie das Aussprechen einer Liebe, der es verboten ist, frei auf ihr Ziel loszuschreiten. Ich muß selbst gestehn, daß der unbewußte Brennstoff in mir zur hellen Flamme aufschlag, als ich die erste Zeile jenes Liedes gelesen hatte. Das weckte nun wieder ein Lied in mir, das ich eben so wenig für mich behalten konnte. Was ist auch schwerer zu verschweigen als ein Gedicht? Und wer sollte Dichter sein und die Liebe in einem Liede nicht einmal endlich ausströmen lassen!

K. hatte sich eben so sehr in meinem Herzen getäuscht. Er hatte gar nicht erwartet, daß sein Geständniß auf mich einen so gefährlichen Eindruck machen könnte. Wir beschwichtigten einer den andern wieder, indem wir ernst besprachen, wie wir durch kraftvolle Thätigkeit der Macht des Gefühls in uns entgegen wirken müßten. Wir sprachen wieder wie früher von allem andern und nie von unsren subjektiven Empfindungen; diesen gestatteten wir nur das Gedicht, die Melodie, und

hielten diesen geistigen Austausch für durchaus ungefährlich. Was mir K. von Briefen und Gedichten sandte, bewahrte ich stets, in die Briefe die ich von seiner Braut hatte, eingeschlagen, um mich stündlich daran zu erinnern, daß er das Eigenthum einer Andern sei, und nie einen Wunsch in mir aufkommen zu lassen. Er that noch mehr als bloß sein Herz wahren. Bald nach dieser Wendung, die unsre Freundschaft genommen hatte, bewarb er sich auf das eifrigste, an einem entferntern Ort angestellt zu werden. Damals hätten wir uns noch trennen können, ohne daslos zu verzweifeln. Wir hatten noch Fassung genug, einander zu begeben, ohne daß seine Frau durchsicht hätte, wie es in unsrer Seele aussah. Er hätte dann sich sogleich verheirathet, wir hätten uns einige Jahre nicht gesehen, und vielleicht im spätem Alter die gehörige Ruhe gefunden, einander Freunde zu sein, ohne den Wunsch der allerinnigsten Verbindung. Ueber diesen Plan, wie wir nach seiner Verheirathung uns zu einander stellen könnten, ohne eine Pflicht zu verletzen, sprachen wir ganz verständlich zuletzt mit einander. Dieses ist nun völlig ohne unser Zutun vereitelt worden, wie Sie sehen werden, wenn Sie die Geduld nicht verlieren, meinen unendlichen Brief zu Ende zu lesen.

Hier muß ich noch eben einschalten, daß, zu der Zeit wo K. einmal wöchentlich unser Haus besuchte, wo wir uns nicht die entferntesten äußeren Zeichen einer Zuneigung erlaubten, die Fr. M. schon erfahren hatte, wir würden einander heirathen. So ist das Gerücht selbst unsern ungeahntesten Wünschen vorausgelaufen. Ehe K. noch das Fehlschlagen seiner Absicht erfuhr, ganz von Bonn wegzuziehen, verabredeten wir, in Gesellschaft eines Freundes einen Berg zu besteigen, der zwei Stunden von Bonn entfernt liegt, und von dessen schöner Aussicht wir sehr viel gehört hatten. Dies war am 4. September. Das, was mir an dem Tage begegnete, ist von allem bisher Erlebten das für mich und meine Zukunft bedeutendste Ereigniß. Ich halte es für außerordentlich genug, um auch Nichtbetheiligten merkwürdig zu erscheinen.

Der Freund, der uns auf diesem Spaziergang begleitete, ist als 9 oder 10jähriges Kind in unser Haus gekommen, von meinen Eltern erzogen, und steht zu mir, wie ein Bruder. K. und ich wir sind ihm, seit dem Tode seines Vaters und Großvaters, die nächsten auf der Welt. Er ist zwar noch jung, aber von sehr ernstem und tiefem Charakter, und zugleich durch den Umstand, daß er alles Unglück der letzten 8 Jahre als Hausgenosse und zur Familie Gehöriger mit hat tragen helfen, der natürliche Vertraute von Allem, was sich in unserm nächsten Kreise zuträgt.

D. 16. Okt. Ehe wir fortgingen, sagte meine Mutter: „Ich weiß nicht, wie mir ist, daß ich heute solche Angst habe, es möchte Euch ein Unglück zustößen. Versprecht mir, wenn es auch noch so spät wird, lieber zu Fuß den Rückweg zu machen, als im Nachen den Rhein herunter zu fahren. Ich fürchte immer, das Nachtdampfschiff könnte Euch begegnen, und die großen Wellen den Nachen umwerfen.“ Wir lachten über die mütterliche Besorgnis, indem wir sicher um halb neun zurück zu sein hofften. Der Weg zog sich aber weiter, als wir berechnet hatten, und um acht erst wieder in der Ebene angelangt, auf dem jenseitigen Rheinufer 1 ½ Stunde von Bonn entfernt, macht K. den Vorschlag, hinter zu fahren. Ich wollte durchaus nicht, weil ich es der Mutter versprochen hatte; K. und Andreas neckten mich und behaupteten, es sei Feigheit von mir, weil ich nicht im Dunkeln in dem kleinen Kahn fahren möchte, endlich einigten wir uns dahin, daß der Schiffer uns statt grade über den Rhein, eine kleine Strecke hintertreiben lassen sollte. Wir waren ohngefähr zehn Minuten auf dem Strom und sehr in's Gespräch vertieft, als die rothe Laterne des Dampfboots unten auftauchte – wir schwiegen horchend einen Moment still, und das sehr starke Rädergeräusch belehrte uns, daß das Schiff ziemlich nah und bald um die Ecke sein mußte. „Augenblicklich fährt uns an's Land!“ rief ich dem Schiffer zu. Der

gab mir die ewig denkwürdige Antwort: „Mamsellchen, verläßt sie sich nur auf mich. Wenn ihr ein Unglück zustößt, so braucht sie mir nichts zu bezahlen.“ Der Mann wollte erst sehen, da es bei einer starken Rheinkrümmung war, welche Wendung das Schiff nehmen würde, um zur rechten oder zur linken auszuweichen. Unterdeß kam das Schiff mit furchtbarer Schnelle näher und näher. Jetzt glaubte der Schiffer die rechte Fahrbahn gefunden zu haben, aber bei Nacht täuscht jeder Blick so sehr, das Schiff drehte sich und kam mit seinen vielen erleuchteten Kajütenfenstern wie ein glühendes Ungeheuer plötzlich mit der Spitze direkt auf uns los. Kein Ruf, kein Zeichen wurden vom Verdeck aus gehört, K. u. Andreas riefen aus allen Kräften „ein Boot, ein Boot“, das Wellen- und Rädergerausch überlöteten den Angstschrei. Jetzt kam es – wir wußten, im nächsten Moment fährt es über uns weg – es war keine Rettung denkbar. Indem ich das wieder hinschreibe, zittere ich und fühle den Schauer bis in die Haarspitzen. Damals war ich ganz ruhig, nicht ein Gedanke von Todesfurcht war in mir, nicht ein Schrei, nicht ein Laut ist mit entfahren. Wie konnten wir auch wünschen zu leben bei dem, was uns damals bevorstand. Im letzten Augenblick wandte K. sich zu mir und sagte still: „Wir sind verloren“. Nun den sichern Tod vor Augen sehend, hatten wir nur ein Bewußtsein, das unsrer Liebe. Ich hoffe, daß Niemand auf der Welt bis zu dem Grade Pedant sein wird, um von uns zu fordern, daß wir jetzt an Verhältnisse und anderes dummes Zeug denken sollten. Da wir einmal sterben mußten, so fielen wir einander in die Arme und umklammerten uns so fest als wir konnten. – Der Kahn stieß jetzt mit der Spitze des Schiffs zusammen, wir hörten noch ein fürchterliches Krachen und sanken unter. Ich verlor die Besinnung. Den Tod genoß ich ganz klar durch, und weiß mir noch von jedem Gedanken da unten in dem kühlen Rhein Rechenschaft zu geben.

Eine Empfindung war besonders wunderlich: fast wie man auf der Karte ein ganzes Land mit einem Blick übersieht, so lag mir in der Minute, die ich für meine letzte hielt, mein ganzes langes Leben mit Allem, was ich mein nannte, deutlich wie vom Blitz erhellt vor der Erinnerung, als sei es eine Sekunde. Welch ein wunderbar schnelles Abreißen des Fadens, dachte ich, wozu nun all die Sorgen! Wenn mir noch heute nach Jahr und Tag eine kleinliche Gegenwart, ein nichtiges Geplauder über Tagesbedürfnisse Langeweile macht, so rufe ich meiner Erinnerung nur die großartige Ruhe, die kühle, lautlose Stille und Einsamkeit dort unter den Wellen zurück. Diese Ruhe empfand ich voll und klar. Ich überdachte, da oben rauscht die Welt fort mit ihrem Getändel und ihren Sorgen. Dann lauschte ich auf meine Seele – wird sie jetzt einschlummern, oder bleibt der Geistesfunke wach? –

Dieses Vorauskennlernen der Todesstunde bleibt mir von nicht zu wägendem Interesse. Um so ruhiger übersann ich Alles, weil ich den Tod für ganz unvermeidlich hielt. K. hatte noch Rettungsgedanken, aber auch schwache Hoffnung. Er schwimmt zwar gut, aber in den Kleidern und von mir umfaßt, konnte er kaum erwarten, das Land zu erreichen. Als er zuerst auftauchte, war sein Kopf fast unter dem Räderkasten des Schiffs. Nun mußte er, um nicht von einem Schläge zerschmettert zu werden, rasch untertauchen. Dann kamen wir unten am Ruder des Schiffs wieder empor, so K. in Todesangst war, daß mein langes Kleid hängen bleiben könnte. Einmal schöpfte ich auch Luft; das war so seltsam, wie mir über dem Gesicht die Wellen wegspülten, wie ein Schleier zerrissen, und ich das weite Sternengewölbe wiedersah; die Luft war so süß und warm, und es ward mir noch einmal wehmütig, als ich abermals untersank. Wie es nun weiter gegangen, haben mir K. und Andreas nachher erzählt.

Das Schiff hatte nicht den ganzen Nachen zerschmettert, sondern nur vorn dessen Spitze mit weggerissen. Durch das plötzliche Herausfallen zweier Personen bekam der Nachen natürlich einen Schwung, fuhr herum und schoß dicht am Schiff

vorbei. Sobald man auf dem Schiff den Stoß gespürt und das Krachen gehört hatte, entstand Lärm. Die Maschine wurde inne gehalten. Alles lief mit Lichtern herbei und lärmte und schrie. Unser Schiffer und Andreas, die an der entgegen gesetzten Seite gesessen hatten, waren sitzen geblieben; der erstere schimpfte sich mit dem Steuermann des Dampfschiffs, indeß Andreas starr vor Verzweiflung uns Beide verschwinden sah. Zweimal war das Wasser einen Fuß von mir empor, aber der Kahn war zu weit weggeschwimmt worden, um darnach greifen zu können. Endlich als die Maschine stillstand, hörte K. den Ruf des Andreas: „Er möge heranschwimmen, der Kahn sei noch unversehrte genug, um uns bis an's Ufer zu bringen. Nun hatte es noch große Schwierigkeit, mich hinaufzuheben; der Kahn lag der Seite, kaum zwei Finger breit mit dem Rand über Wasser, als sie Alle arbeiteten, mich hineinanzuziehen. Das Schiff brauste weiter, da man uns außer Gefahr sah, und ich fand mich wie durch ein Wunder, als ich die Augen aufthat, auf dem Schooße meines Freundes liegen. Wir waren wir verzaubert vom Freudentaumel, nannten uns zum ersten Male Du und hatten alle Augenblicke vergessen, die vor diesem einzigen lagen, indem wir uns ohne Scheu, ohne Zukunftsgedanken, den herzlichsten Kuß gönnten, den wir ersten. Wer wird dies Selbstvergessen in solcher Stunde verdammen?

Den 18. Okt. Meine Mutter war eben zu Bette, als ich heimkam, und der Vater nickte im Sofaekchen ein. Ich rief nur zur Thüre herein gute Nacht und schlüpfte mit meinen schweren nassen Kleidern im Dunkeln die Treppe herauf. Eine Verwandte, die im Hause eine Zeit lang wohnte, rief ich herauf, erzählte ihr Alles und bat sie, mir beizustehen und die Kleidungsstücke heimlich wegzuschaffen, damit die Eltern nicht außer sich gerathen, wenn sie von der Todesgefahr hörten. Den andern Tag ward der Schiffer aufgesucht und ihm dasselbe eingeschärft. Der schwieg gern, denn es würde ihm das Fahren verboten werden, wenn die Sache herauskäme. Zum Glück hat uns Niemand in dem Dorfe gekannt, wo wir einstiegen und obgleich etwa zwölf Personen aus der nächsten Freundschaft um diese Geschichte wissen, so haben doch Alle treu bisher unser Verbot geachtet und weder meine Eltern noch im größeren Publikum Jemand hat etwas davon erfahren. Sehr unheimlich war es uns in den ersten Wochen, als wir an öffentlichen Orten berichten hörten, mit einiger Übertreibung, wie das Dampfboot einen Nachen in den Grund gefahren und man nicht wisse, wer darin gewesen. Bald war aber das Ereigniß verschollen.

Nicht so in unserem Gemüth. Von diesem 4. September ab datirt sich die völlige Umwandlung aller unsrer Anschauungen und Entschlüsse. Wie konnten wir uns nun wieder „Sie“ nennen, uns fremd begegnen! Wir waren jetzt den irdischen Gewalten verfallen. Nun überströmten uns Schmerzen, Sehnsucht, alle leidenschaftlichen Empfindungen, die um so stärker werden, je mehr Dämme ihnen entgegenstehn. Von jenem Abend an wuchs in mir Eifersucht und Haß gegen K.s Braut auf. Mich faßte allemal ein Fieber, wenn er zu ihr hinreisen mußte. Auch ihm waren die Augen geöffnet über den Jammer-Zustand, eine zu lieben und die andere heirathen zu sollen. Ihm war die Reise ein Schauer, während man dort in unbegreiflicher Blindheit gar nichts von seiner Zerrissenheit bemerkte. Jene fünf Monate, die dem 4. September folgten, waren voll der tödtlichsten Qual für uns. Ich darf es nicht ausmalen, wie mir zu Muth war, wenn ich ihn dort in Mülheim wußte. Ich schwebte stets in Gefahr, all mein Christenthum wieder zu verlieren und vom heimlichen Haß und einer ganz dämonischen Leidenschaftlichkeit aufgezehrt zu werden. Er hielt an dem Prinzip fest, unter keiner Bedingung ein Wort zu brechen, welches ich nur achten konnte. Doch wenn ich sah, wie sehr er litt, wie er sich zu Grunde richtete, so dachte ich oft, wozu nützt das Opfer? Wir sind beide nicht dazu gemacht, uns unthätig einem Leid hinzugeben; wir haben in der qualvollsten Zeit, er kein Kolleg, ich kaum eine Unterrichtsstunde versäumt und unsere Schüler haben

schwerlich eine Zerstreuung an uns bemerkt. Auch in der Gesellschaft ging Alles seinen Gang fort, selbst die poetischen und musikalischen Aufführungen, die wir, ohnehin künstlerisch gesinnt, nie als bloße Lustbarkeiten mißverstehen. Aus dieser gewaltsamen Unterdrückung jeder Aeußerung des Leides, das dadurch innerlich nur tiefer einsengte, schlossen wohl die Leute, wir seien sehr schnell und leichtsinnig in Entschlüsse hineingestürzt, welche so gewichtige Folgen hatten.

Das ist überhaupt seltsam: Wenn man Schmerzen laut werden läßt und schwierige Verhältnisse beklagt, so wird man egoistisch gescholten, weil man Andre mit seinem Unglück belästigt. Lernet man endlich Selbstbeherrschung und zeigt sich ruhig im qualvollsten Zustand, dann heißt man gefühllos.

Nun muß ich einige Amtsverhältnisse K.'s berühren. Die Zustände eines deutschen Privat-Dozenten kennen Sie selbst wohl. Außer seiner Stellung als Religionslehrer am Gymnasium hatte K. noch in einer großen Pensions-Anstalt und in einem Privatthause ähnliche Anstellungen. Auch versah er in Cöln einen Theil des Predigtamtes und war alle vierzehn Tage verpflichtet, dort den Gottesdienst zu halten. Dort wohnte er zwei Tage in dem gegenüberliegenden Mülheim bei den Eltern seiner Braut. Als Prediger hatte er eine große Berühmtheit. Wenn er die Kanzel betrat, sirömte das Publikum von allen Seiten, selbst manche Personen von anderen Ortschaften, herbei. Gegner hatte er auch, die seine freisinnige Richtung angriffen; darunter gehörten besonders die beiden andern kölnischen Pfarrer. In Cöln existirt ein Presbyterium, welches durch die Dummheit eines großen Theils seiner Mitglieder berüchtigt ist. Dort hätte man wohl lange gerne einen Vorwand gehabt, ihn abzusetzen. Man nahm sogar Anstoß daran, daß er so viele Personen durch seine Predigten angezogen hätte, welche man sonst nie in der Kirche erblickte. Allerdings kamen Männer, die in 20 Jahren keine Kirche mehr betreten und erst bloß durch seinen Ruf als Redner hineingelockt worden, später zu Thränen gerührt zu K. und dankten ihm. Von dem ungewöhnlichen Erfolge und den fabelhaften Anfechtungen, die ihm hier entgegneten, könnte ich eine Menge Züge mittheilen.

Mein Vater ist geborener Cöliner; ich habe dort mehrere Schülerinnen, einen Verleger und viele Bekannte; so reisen wir zuweilen dorthin. Bei einer solchen Gelegenheit konnte ich mir nicht versagen, einmal dort in die evangelische Kirche zu gehen, um K. predigen zu hören. Daraus ist wohl zuerst das Gerücht entstanden, ich sei protestantisch geworden.

K.'s Braut hatte mich wiederholt gebeten, sie doch zu besuchen, wenn ich nach Cöln käme. Er selbst bat mich wiederholt, dies zu thun. Halb hoffte er, wenn ich dies gute Mädchen persönlich kannte, würde mein Grauen vielleicht sich mindern, mir sie als ihm verbunden zu denken, was doch unvermeidlich schien. Halb hoffte er durch meine Gegenwart die Pein erträglicher zu machen, die ihm dort überwältigte. Mir war das ganz unmöglich. Ich stellte ihm vor, ich würde uns gewiß verrathen, denn ich sei zu furchtbar aufgeregt, um unbefangen in seiner Gegenwart mit Jener zu reden. Er meinte, ich müßte mich zwingen, unsrer Zukunft willen. Ich behauptete, das sei nicht Noth, wir wären aufgerieben, ehe die gefürchtete Zukunft herankäme.

Als ich aber seine erste Predigt gehört hatte, war ich stark genug, seinen Wunsch zu erfüllen. Er erschien mir als Redner so erhaben, so über alle menschlichen Wünsche hinausgerückt, daß mit jedem Liebesgedanken zugleich alle Eifersucht verloschen schien. Unmittelbar nach solcher ernsten, gereinigten Stimmung, aus der Kirche, ging ich mit leichtem Herzen, das Mädchen zu besuchen. Dies ist mir später von deren Familie als die ungeheuerlichste Falschheit ausgelegt worden, während doch bei einigem Nachdenken jeder begreifen kann, daß ich, wenn ich einen solchen Ausgang gehnnt hätte, gewiß nie das Haus betreten hätte. Allein K. zu Liebe, der in Verlegenheit kam, wenn man ihn bat, er solle doch machen, daß

ich sie besuche, that ich mir das an und noch dazu in der Stunde, wo ich Gott gelobt, mich zur höchsten Selbstverleugnung zu erziehen und mit keinem Wunsch ein fremdes Recht zu kränken.

D. 25. Okt. Nach einigen Tagen Abwesenheit finde ich mich mit einiger Schwierigkeit wieder in diesen lückerhaften Bericht, von dem ich fürchten muß, daß er Ihre Geduld ermüdet. Das Endresultat will ich so kurz geben, als ich kann. Gegen Anfang dieses Jahres war K. so innerlich zerstört, daß seine Angehörigen endlich merkten, wie es um ihn stand. Der Vater seiner Braut drang in ihn, um die Ursache seines veränderten Wesens zu erfahren. Sollte er nun noch ferner Verstellung üben, und es für Pflicht halten, eine Lüge durchzuführen? Er erachtete die Wahrheit für die allererste und heiligere Pflicht und sprach es aus, daß er sich unglücklich durch seine Verlobung fühle und dieselbe gelöst wünsche. Der plötzliche Bruch seines Verhältnisses machte beim Publikum natürlich eine ungeheure Sensation und man brachte mich sogleich damit in Verbindung. Die Vermuthung, daß es meinethwegen geschehen sei, ward als eine anerkannte Sache mit erdichteten Neben Umständen weit und breit umher erzählt.

K.'s Feinde benutzten dies sogleich, und obschon seine frühere Verlobung nie durch ihn offiziell bekannt gemacht worden, sondern nur die Familie anging, welche zum Theil die Lösung schon aus andern Gründen vernünftig und richtig fand, indem das Unpassende der beiden Charaktere längst gefühlt worden, so machte man ihm ein Verbrechen daraus, das man nicht streng genug rügen könne.

Wäre um des unbedeutendsten jungen Mädchens willen, von mir die Liebe eines Verlobten abgefallen, so hätten es gewiß die Leute natürlich gefunden und tausend Entschuldigungen dafür gehabt. Aber daß ein Mann erklärt: dieser Charakter ist es und dieser Grad des Verständnisses, den ich von meiner Frau verlange, als der ich jede Stunde meines Lebens zubringen soll, das erscheint den meisten als eine Verirrung. Besonders aber zeichnen sich die Weiber und noch mehr die Mädchen in ihrem Grimm gegen mich aus. Es ist fabelhaft, was mir für Dinge aufgebürdet werden. Das Einfachste fällt keinem ein, daß K. und ich einander lieb gewonnen, weil wir besser zusammenpäßten, als alle andern, denen wir in unserm Leben begegnet; nein, ich soll die wunderbarsten Zauberkünste geübt haben, um ihn anzuziehen. Die Verleumdungen machten mir am wenigsten Kummer, denn das Bonner Publikum hat sich schon einmal in gleicher Weise gegen mich versündigt, als ich mich von M. trennte; da haben meine Bekanntinnen ebenfalls später manches Märchen zurücknehmen müssen. Mehr Sorge machte mir der Schmerz von K.'s Braut, welche gewiß viel leiden muß, wie ich voraussetze. Doch halte ich dies für eine unvermeidliche Nothwendigkeit; eine Täuschung dieser Art läßt sich nicht ein Leben lang durchführen. Das Unglück einer elenden Ehe ist so entsetzlich, daß der Schmerz eines Liebesverlustes, den vielleicht einige Jahre Zerstreuung bei dem jungen Mädchen heilen, dagegen nicht in Anschlag kömmt. Wohin in einem ähnlichen Falle die Gewissenhaftigkeit des Worthaltens führt, nach das gegebene Wort als ein unvernünftiges anerkannt worden, das haben wir in dem Schicksal des Maters Bleichen gesehen, und damals sprachen Sie sich entschieden gegen die „Ehe aus Aufopferung“ aus, woran ich mich jetzt mit Freuden erinnere.

Der eigentliche schwere Kummer, der auf mir liegt, ist, daß meines Freundes ganze Existenz seither zersprengt ist. Er hat es voraus gewußt und trägt es mit großer Ruhe, als ein selbsterwähltes Schicksal. Mir liegt es schwer, schwer auf dem Herzen, daß seine Feinde ihm jede Lebensäußerung nach und nach abzuschneiden suchen. Das Cöliner Presbyterium schickte K. in diesem Frühling ein Protokoll, worin es ihn zur Rede stellte, ob es wahr sei, was man sich erzähle, daß er eine Katholik, eine Geschiedene, zu heirathen gedenke. K. antwortete: daß das Presbyterium keine

Befugniß habe, ihn über seine unausgesprochenen Absichten in Privatverhältnissen zur Verantwortung zu ziehen, solange man ihn keiner Unsitte beschuldige. Hierauf schickte man ihm seine Absetzung zu, zum großen Schmerz und Zorn seiner zahlreichen Verehrer. (NB. Die beiden andern Prediger sitzen mit im Presbyterium.) Hier ist ihm ein offenes großes Unrecht geschehen, das man vergeblich als Gewissenhaftigkeit beschönigt. Die Triebfedern waren allzugewiß Mißgunst und Borntheit, die an seiner Kühnen, freisinnigen Richtung in der Theologie Anstoß nahm. Den Pflichten war er längst ein Dorn im Auge. Die Stelle als Lehrer im Institut verlor er fast zu gleicher Zeit; obgleich man dort seinen Leistungen wie seiner Pflichttreue im Lehramt volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, so scheute man sich doch feige, einen in öffentliche Ungnade Gefallenen festzuhalten, um nicht etwa eigene Vortheile dadurch geschmälert zu sehn. So manchmal sind solche Lösungen von Verlöbnißsen vorgekommen, ohne daß sich ein ganzes Publikum zum Richter darüber aufgelehnt hätte. Die Männer gingen da nur klüger zu Werke, handelten langsam und überlegt, so daß auf beiden Seiten die Schuld gleich erschien. K. hat mit äußerster Zartheit jede Sylbe vermieden, welche seine ehemalige Braut compromittiren könnte, und alle Schuld vor den Augen der Welt allein getragen. In Bonn, wo sich früher keine Seele um jenes Mädchen bekümmerte, wo Niemand sie persönlich kennt, wird sie jetzt von den Erzählenden in einem Verklärungsschimmer dargestellt, damit wir nur um so schwärzer erscheinen.

Die traurigste Erfahrung machte K. endlich, hinsichtlich seiner Stellung zur hiesigen theol. Fakultät, welche seiner Beförderung entgegenarbeitet. Professor N. ließ im März Kinkel zu sich rufen, sprach wie ein Freund und Vater zu ihm und bat ihn, er möge ihm doch vertrauen, in welchem Verhältniß er zu mir stehe, weil er nicht den Gerüchten, nur dem Wort aus seinem Munde glauben wolle. Hierauf eröffnete ihm K. nur unter dem Siegel der Verschwiegenheit, indem er seinen ehemaligen Lehrer wie einen Beichtvater betrachtete, daß er mich liebe, und die Hoffnung nähre, sich dereinst mit mir zu verheirathen. N. benutzte dies heilige Vertrauen K.'s, der aus Prinzip nie lügt, auch nicht im Kleinsten, wo es ihm großen zeitlichen Schaden bringt, auf der Stelle zu dessen Verderben, klatscht es der Fakultät und als bald darauf zwei Professuren erledigt wurden, durch Reinwalds Abgang und Augustis Tod, versagten Nitzsche, Bleek und Sack, Kinkel seine gerechte Forderung, ihn in Berlin zur Anstellung vorzuschlagen und berieten sich als einzige Ursache auf sein Zugeständnis an N. Diese Verrätherei N.'s finde ich unerhört, ganz unverzeihlich. Die Fakultät gestand K. zu: „Ja wir hätten sie vorgeschlagen, wenn nicht dieses Liebesverhältniß existirte.“ Kann denn das für eine Ursache gelten, einem in seinem Fache tüchtigen Mann, den man zugleich streng, rechtlich und sittlich kennt, die Anstellung zu versagen? Man hat ihm sogar gedroht, falls er sich direkt um die Professur bewürbe, daß man alles thun werde, um den Erfolg zu hintertreiben. Der Plan der Fakultät ist: K. von Bonn weg zu vertreiben und ihn zu zwingen, von mir loszulassen. Fünf Jahre lang hat man sich ohne zweiten Professor im Fach der Kirchengeschichte mit seinen Vorlesungen allein beholfen. Nun ruft man einen Professor hierher, der genau dieselben Collegien liest als er, der aber als ein Mann von langjährigem großem Ruf, dem jungen Privatdozenten keine Zuhörer übrig lassen soll. Im Großen und Kleinen wird er chikanirt; wäre sein Charakter nicht so großartig, er müßte herabgezogen, klein und ägerlich werden. Täglich lerne ich neu seine Geduld, seine Güte bewundern, vor allem aber die geistige Kraft, mit der er sich oben erhält. In all dem Druck schafft und schreibt er fort, ohne andere Aufmunterung als meine Theilnahme und seine eigene Schaffenskraft. So schwer auch die äußern Schicksale uns jetzt treffen, so erachten wir Alles leicht im Verhältniß zu den Qualen des letzten Jahres und tragen es mit Muth und Freudigkeit zusammen. Auf K.'s

Arbeiten, wissenschaftlichen und poetischen ruht wieder Segen, seit er frei über seines Herzens Neigung schalten kann und keine Heuchelei mehr zu üben braucht. Mir geht's eben so; Unterricht geben und komponiren wurden mir niemals leichter und gelangen seiten so wohl als jetzt. Seit es nur von meinem Willen abhängt, das Glück zu ergreifen, das mir eine Verbindung mit diesem trefflichen, liebenswürdigen Manne verspricht, bin ich ganz beruhigt, fast bis zur Leidenschaftslosigkeit still und friedlich. Wäre der Schmerz nicht um seine gestörten Lebenspläne, die wenigstens in den nächsten Jahren nicht wieder ins Gleis zu bringen sind, so möchte das Jahraus, ja rein so fortgehen. Käme er nur alle Tage und wir behielten uns so lieb und hätten so unerschöpflichen Redestoff, und schrieben Lieder zusammen und lernten und lehrten so eifrig wie jetzt, ich bedürfte keines höheren Wunsches. K. aber betrachtet die Ehe als das einzige vernünftige Ziel unserer Liebe, und ich muß mich der Inkonsequenz schuldig gestehen, daß ich mich endlich auch von ihm habe überzeugen lassen. Mein Sinn hat sich zwar lange gesträubt, und wollte sich zu einer purgeistigen Freundschaft zwingen, die uns eine lebenslange Entfernung auferlegt hätte; aber ich begreife wirklich, daß darin keine Vernunft ist, sobald eine Ehe möglich wird. Worauf wir nun unsere Hoffnung gründen, daß sich in der Zukunft diese Möglichkeit finden werde, das ist einstweilen erst die Überzeugung, daß wir uns nicht mehr trennen, und in solchen Fällen geht alles und wird alles möglich. Ist es einmal geschehen, so ergiebt sich auch die Welt darin und ärgert sich nicht weiter. Wem auf Erden kann es denn nützen oder schaden, ob ich heirathe oder nicht? Sie werden erwidern: „Jeder einzelne Fall schadet dem Prinzip von der Unwandelbarkeit des Ehebündnisses überhaupt.“

Das größte und einzige Hinderniß meiner Wiederverheirathung, das mir lange als ein unüberwindliches vor der Seele stand, blieb jene Bibelstelle, die ich auch in einem frühern Briefe an Sie einmal als strenges Gesetz anerkannt hatte: „Es soll keine Geschiedene wieder heirathen!“ Dies hatte ich buchstäblich verstanden ohne den Zusammenhang des ganzen Kapitels zu beachten, worin gerade die Unmöglichkeit bewiesen wird, diesem Gesetz Folge zu leisten, sowohl wie einigen andern Anforderungen der Schrift, wo fern wir nicht in das allerfeinste, innerlichste des Gebots eingehen können. Ich habe das Gutachten der hiesigen theol. Fakultät über die fragliche Stelle gelesen und mich auf allen Punkten damit einverstanden geföhlt. Doch fasse ich selbst, daß ich nicht berechtigt bin, mich auf das Urtheil dieser Fakultät zu berufen, deren Verfahren gegen K. ich so tief mißsachten muß. Ich habe jetzt vor- allem die Zeit walten lassen, ob sich entweder durch eine große Aenderung in meinen Verhältnissen alle Hindernisse einer Verbindung mit K. beseitigen lassen, oder ob meine Wünsche und Ueberzeugungen in Einklang zu bringen sind. Ich klammere mich an jeden Gedanken an, der mir diesen ersehnten Einklang verspricht und bin darum oft mißtrauisch in meinen eigenen Meinungen. Ich habe zu wohl erfahren, wie sehr sich die Wünsche und Ansichten ändern; drum mag ich gar nichts mehr voraus behaupten noch verwerfen! Jedenfalls bleibt in diesem wie im nächsten Jahre noch alles beim Alten, so weit ich zu prophezeien wage

Ihre Freundin

Johanna Mockel

Preußische Jahrbücher, Bd. XCVII. Heft 2.

(Schluß folgt)

*]In den soeben erschienenen Studien „Literarisches Leben am Rhein“ von Dr. Joesten (Leipzig, F.W.Grunow) ist Kinkel und sein Kreis in Bonn liebevoll geschildert und auch der Eigenart und dem Geist Johannas die höchste Anerkennung gezollt. Die Studien sind so eingehend, daß sie als ein vorzüglicher Kommentar zu den Briefen aus der Bonner Zeit dienen können, und wir benutzen gern noch die Gelegenheit, auf dies Werk aufmerksam zu machen. Johannas Leben in London und ihren Tod schildert Malvida von Meysenburg in dem „Lebensabend einer Idealistin“, (Berlin 1898, Schuster & Löffler.)

Briefe von Johanna Kinkel. *)

Herausgegeben

Von

Marie Goslich

(Schluß.)

Bonn, den 10. September 1942.

Liebe Laura!

Lange habe ich nichts von Dir vernommen, und es fallen doch gewiß Dinge genug in Berlin vor, die Du mir erzählen solltest. Hier am Rhein ist es jetzt voller Monarchen und Soldaten, wegen des Dormfestes und des großen Manövers. Neulich ist uns eine ergötzliche Anekdote passiert, die ich zu Deiner und Deiner Geschwister besonders Unterhaltung Dir aufzeichnen will.

Wir wohnen ganz nah am Josephsthor, wo alle Dampfboote landen; nicht so angenehm ist die Nähe der sogenannten Kaulle (oder das schlechte Stadtviertel), wo meist Pöbel in einem Knäuel von engen wüsten Gässchen wohnt, deren eins in die Josephstraße ausmündet. Jetzt hat die Kaulle Kirmes, und ist zu dem Ende tagtäglich betrunken. Ein ungeheurer, ausgestopfter Zachäus baumelt an einer Stange der Brantweinschenke, unter einer Baldachin-ähnlichen Krone, welche mit Teufelskirnschen, ausgeblasenen Eierschalen und goldpapiernen Fähnchen geziert ist.

Diese Sitte, bei den Kirmessen einen Zachäus auszustellen, gründet sich auf die Bibelstelle Lukas 19, 2-8, welche die Rheinländer so verstehen und folgendermaßen ausdrücken, wenn Jemand das Tanzen verpönt: „Unser Herrgott war doch gewiß auch ein frommer Mann, und ist dennoch beim Zachäus auf der Kirmes gewesen!“ – Um nun wieder von der Allgemeinheit des Begriffs auf das einzelne Faktum zurückzukommen, so war vorigen Montag den ganzen Abend ungeheurer Tumult auf der Josephstraße. Die jüngeren Bewohner der Kaulle liefen mit geschwänzten Gesichtern wie mittelaltrige Teufel über die Straße und brüllten das berühmte Lied: „O Raprodimus-Kätzchen, do wolle wir de Frau drob setze, Frau hab ihr och Geld? Hab ihr es keen, dann zählt es keen, fällt es euch doch die Fingern keen, O Raprodimus-Kätzchen.“ Statt einer Trommel hatte sich der Anführer ein hölzernes Zuckerstücken mit Kordeln umgebunden, worauf er mit einer Ofenschaukel trommelte, während ein zweiter in eine Gießkanne tutete. Als es nun dunkel ward, erlaubte sich diese Rotte allerlei Unfug, klingelte an den Häusern, und lief davon, wenn aufgemacht wurde. An unserer Hausschelle hatten sie auch schon ein paar mal gerissen, und da der Vater noch nicht heimgekommen war, beschlossen wir Frauen, niemandem zu öffnen, der nicht seinen Namen nannte. Gegen halb 10 reißt es an der Schelle, als wenn Sturm läutet – 2 mal hintereinander – es hört gar nicht auf. Wir kommen auf den Hausflur, und sehen durch Ritzen und oberes Fenster grellen Fackelschein. „Ach Jemine“, sagt die Mutter, „nun haben diese Schweine aus der Kaulle gar Pechkränze angezündet und beschmieren mir meine angestrichenen Fensterläden!“ Voll Zorn stellt sie sich vor das Schlüsselloch und ruft: „Was ist das für ein impertinentes Schellen? Wollt ihr euch gleich das fort machen!“ Ich wandte

ein, es könne ja jemand anders sein, aber die Mutter sagte: „Nein das sind die betrunkenen Männer, ich mache nicht auf.“ Wieder reißt es an der Schelle.

Wir: „Wer ist da?“ keine Antwort – oder vor dem vielen Tumult war keine Antwort vernehmlich. Mit dem lauten Machtspruch: „Wir machen keinem betrunkenen Mann die Thür auf!“ ging die Mutter ins Zimmer, und ließ die draußen schellen, bis sie es satt hatten und weggingen.

Wer war nun der vermeintliche betrunkene Mann gewesen? – „Der König v. Württemberg!“ Stelle Dir diese Szene vor Lärchen! Seine württembergische Majestät kam mit allerlei Gefolge vom Dampfboot, der 6spännige Wagen konnte am schmalen Rheinufer nicht wenden, an dem Expeditionsgebäude wurde gebaut, und so waren Landrath und andere Honoratioren, die dem König entgegengegangen waren, in der größten Verlegenheit, wo sie den reisemüden König lassen sollten. Der Landrath besann sich auf alle Beamtenhäuser in der Nähe des Josephsthors und schickte dann die Polizei nach unserm Hause mit dem Ersuchen, dem König ein Zimmer einzuräumen, wo er sich etwas rasten konnte. Die Polizei rannte, und in der Meinung: für einen König müsse doch lauter geschellt werden, als für andre Leute, riß sie uns fast die Schelle ab. Auf dem Fuße folgten der König und eine Masse Gefolge mit Federhüten und standen auf der Thürschwelle, während die Hausfrau durch das Schlüsselloch die Phrasen vom betrunkenen Mann rief. Alle mußten wieder abziehen, indeß ein paar alte Jüngferchen das gegenüberliegenden Spazereiladens die Hände rangen, und schrien: „Ach Madam Mockell! Machen Sie doch auf, es ist ja kein betrunkenen Mann, es ist ja d. K. v. Württemberg!“

Vorigen Sonntag, als dem 4. September, waren wir nicht auf dem Dormfest, sondern auf dem Petersberg, wo wir jährlich an dem Tage hinwandern, aus Pietät gegen eine Erinnerung. Das verstehst Du nicht, thut auch nichts. Von da, auf 7 Stunden Entfernung konnten wir doch die Dom-Illumination sehen; wie ein feuriger Berg trat er auf dem dunklen Horizont hervor. Ueber alle die Feste hier kannst Du bessere Berichte in der Zeitung lesen. Ich besuche kein einziges. Dies mag euch barbarisch vorkommen, da diese Feste doch etwas welthistorisches haben, ähnlich dem Barbarossa-Fest ehemals in Mainz. Aber so prosaisch die Gründe meines Entsagens sind, so gerecht sind sie auch. Wirthshäuser, Wagen, Fenster zum Zusehen sind zu einem fast unerschwinglichen Preise gestiegen. Man muß geputzt sein, und es ist schlechtes Wetter. Wollte ich nun jetzt bei allem mit dabei sein, so müßte ich den ganzen Winter entbehren, was ich in Frist von 14 Tagen zum Ueberdruß genossen. Lieber halte ich musikalische und theatrale Aufführungen im Hause, ohne die ich's doch nicht aushalten kann, und vertteile so Arbeit und Plaisir symmetrisch übers ganze Jahr Leb wohl, liebes Herzenskind.

Deine Freundin Johanna Mockel.

Bonn, den 12. September 1842.

Liebe Emilie!

Der Beifall, den die Persönlichkeit meines Empfohlenen, Burkhardt, in Deinem Hause gefunden hat, ermuthigt mich, Dir abermals einen von uns sehr geschätzten und geliebten jungen Mann zu empfehlen. Du wirst es gewiß nicht bereuen, ihn freundlich in Deinem Hause aufgenommen zu haben. Er heißt Willibald Beyschlag, ist aus Frankfurt am Main gebürtig, von sehr guter Familie, vollendet jetzt in Berlin seine Studien als evangelischer Theologe; hier war er einer der ausgezeichnetsten Schüler Kinkels. Da ich sehr innig wünsche, daß Du und Dein verehrter Gemahl ihm Euern näherem Umgang gestattet möget, so sehe ich es als Pflicht an, Euch vorher eine kleine Schilderung seiner Persönlichkeit zu entwerfen. Er ist durchaus gut und brav, hat sehr viel Verstand und die reichste, wahrhaftigste Gesinnung. Musikalisches Talent scheint er nicht zu haben, welches allerdings schade für Eure Geselligkeit ist; dagegen setzt er aber eine andere, sehr beachtenswürdige Gabe. Er ist Dichter und Kritiker, beides in einem Maas, welches zu schönen Erwartungen berechtigt. Ich kenne eine Menge ganz reizender Gedichte von ihm, von einer Lieblichkeit und Unschuld, die ich gar nicht beschreiben kann. Seine Muse möchte' ich mit der eben aufblühenden Jungfrau vergleichen, die aus den Kindesträumen erwachend, sich mit

Bonn, den 9. März 1843.

Liebe Laura! Du machst gewiß täglich erstaunliche Fortschritte im Klavierspiel und hast wohl Deine ehemalige Lehrerin überholt. Ein Stück von Mendelssohn, daß ich eben frisch eingeübt, gefällt mir so wohl, daß ich nicht lassen kann, Dich darauf aufmerksam zu machen. Es ist weder ganz neu, noch sehr schwer, aber um sich im anmuthigen Vortrag zuzubilden, sehr nützlich. Es heißt: Rondo Capriccioso, op. 14 in Wien bei Mechetti erschienen. Es klingt, als ob feine Regentropfen auf ein Rebenaub-Dach niederfielen.

Wir haben einen Winter gehabt, der mehr einem Frühling ähnlich war. Jetzt knospet Alles, daß es eine Freude ist. Nun werden wir bald unser Nächstchen aus der Bucht hervorholen und den lieben, sonnennhellen Rhein nach Süd und Nord hin befahren.

Einmal die Woche hatten wir seither Lesekränzchen, wo wir mit vertheilten Rollen Shakespeare vortragen. Wir haben viel dabei gelernt und uns sehr ergötzt. Ueberhaupt bin ich jetzt viel heiterer als sonst und lange nicht mehr so wild. Alle Vergnügungen, die das Leben zieren, sind von mehr ernster und stiller Art, wie Du aus den Berichten sehn kannst, mit was sich mein geselliger Kreis vorzugsweise beschäftigt.

Wenn ich blos von meinem persönlich Behagen reden sollte, so dürfte ich mich vollkommen glücklich nennen. Die großen Schmerzen, die Einem oft das Mitgefühl für geliebte Personen oder allgemeine Weltzustände bereiten, stören weniger die Klarheit der Seele als kleinliche, egoistische Leiden. Folglich ist es kein Widerspruch, wenn ich mich persönlich beglücke nenne und mein Inneres doch nicht unberührt vom Weh bekenne. Sieh, es ist der Unterschied zwischen edlern, schönen und gemeinem Leid, wie zwischen einem harmonischen reinen Mollakkord tief in asmol oder wüst und sinnlos dissonnirenden Tönen, nebeneinander geschlagen.

Bonn, den 6. Mai 1843.

Liebe Laura!

Herzlichen Dank für Deinen lieben Brief. Deinem verehrten Vater sage, daß ich seinen Brief nach meiner Hochzeit beantworten werde, weil ich dann reichern Stoff zu Mitteilungen habe

Wenn Du der Helene Klavierstunde giebst, so wird es Dir vielleicht nicht unlieb sein, von einem erfahrenen Praktikus (wie ich mich schon zu nennen wage) einige Weisung anzunehmen. Du sagst, sie betrüge sich faul dabei; in solchen Fällen muß man's auf allerlei Weise versuchen, die Schülerin stets von neuem zu interessieren. Ist sie flüchtig (was die Aufmerksamkeit angeht), so ist es besser, ihr nur halbe Stunden nacheinander zu geben, weil gegen das Ende der Stunde solche Naturen völlig erschlaffen, wenn sie gewaltsam auf demselben Gegenstand festgehalten werden. Die halbe Stunde würde ich nun so eintheilen. Erst blos Uebungen für die richtige Haltung der Finger; hat sie das satt, so fängt man die Etüden von Noten an. (Die kleinen von Bertini sind vortrefflich und amüsiren die Kinder dabei ganz hübsch). Ein Stückchen rein zum Spaß ist am Ende dem armen Würmchen auch zu gönnen und belebt ihre Lust an der Sache wieder. Wenn sie nun ganz überdrüssig wird, so kann man sie noch damit festhalten, daß man sie am Ende der Unterrichtsstunde Intervalle benennen lehrt und abfragt, am liebsten so, daß die Intervalle in der Reihe wie man sie nennt, einen Akkord bilden. Je streng ordentlicher man die Reihenfolge festhält, je schneller verfließt dem Schüler die Zeit.

Ein Lehrer darf vor Allem nie langweilen, sich selbst wohl, aber um Alles nicht den Schüler. Die Kinder verlieren auch leicht die Lust, wenn sie kein Resultat spüren, und da sie natürlich Vieles wieder vergessen, bekommen sie die Empfindung, als ob man sie im Maschinenrade umherführe. Das vermeidet sich, wenn man so kleine Schritte macht, daß sie von Stunde zu Stunde sehen, was sie hinter sich gebracht haben.

Man zeige ihnen nie alle Fehler, sondern beim ersten Durchgehen eines Stücks nur eine Sorte von Fehlern und beim nächstenmal eine andre; das können sie besser kapiren, und man hat häufiger Gelegenheit, sie zu loben. Ich meine das so: Erst rüge nur die falschen Noten. Dann die Taktfehler. Dann das falsche Aufheben oder Liegenlassen der Finger. Dann nach und nach die übrigen Vortragfehler. (Fingersatz versteht sich, muß Anfangs drüber

großen, entzückten Augen in der weiten Welt umschaut und in ihrer Unbefangtheit Räthsel löst, um welche die Klugen tappend umhergeschlichen sind. Besonderes Talent hat er für das Märchenschreiben. Wenn er erst etwas vertraulich geworden ist, so fordere ihn doch auf, etwas vorzulesen; für Herrn v. Henning möchten vielleicht die Märchen weniger amüsant seyn, als für Eure Mädchen; drum rathe ich, daß Beyschlag lieber in seiner Gegenwart mit einer seiner Oden debütierte, worin größere, allgemeine, geschichtliche Anschauungen sind, die den Verfasser als tiefem Denker charakterisiren. Nur eine Schattenseite wüßte ich an meinem Empfohlenen zu rügen; diese ist seine große Schwärzbarkeit, von der ich hoffe, daß sie Euch nicht an ihm irre macht. Diese Eigenschaft beruht bei ihm gewiß nicht auf Stumpfheit, welches schon sein übriges Wesen genugsam vermeint, sondern auf übertriebener Bescheidenheit und Schüchternheit. Dann hat er eine so ungeheure Scheu, wenn die wichtigsten und ernstesten Fragen des Innern, wie der äußeren Welt zur Diskussion kamen. Sein mündliches wie schriftliches Rezensiren der Bücher ist höchst belehrend und ergötzlich, weil er so klar, dabei gründlich und oft sogar sehr witzig ist. Kinkel und ich, wir hatten ihn so lieb, wie man nur einen Sohn haben kann, und bittere Thränen hat uns sein Abschied gekostet. Doch sind wir gewiß, daß mit diesem alle guten Geister sind, daß es ihm nie an Freunden fehlen wird, wo man Zeit hat, ihn kennen zu lernen und daß er uns, wenn auch noch so spät, treu wiederkehrt.

Von meinem seitherigen Leben kann ich nur sagen, daß es ein überaus glückliches war, wenn gleich manche Sorge mich berührt hat. Diese Sorgen sind aber weniger mich persönlich treffend, als die mir Nahestehenden. Einige meiner Schüler sind unterdeß schon glänzende Sänger und Klavierspieler geworden und schreiben noch immer zu meiner sehr großen Zufriedenheit fort. Alle Sonntage von 11 bis 12 versammelt sich der Chor bei mir zur Probe; von 12 bis 1 kommen die Zuhörer, und dann wird vorgetragen, was wir schon länger in der Uebung haben. Das Requiem von Mozart war die letzte große Aufführung. Jetzt haben wir abwechselnd einen Sonntag alitalienische Kirchenmusik, einen andern Mozartsche Opern-Finales, auch Kammermusik aufgeführt. In den Pausen darf man im Gärtchen umherwandeln, Reden halten, Poesien rezitiren, thun, was man will, nur muß es einen Styl haben und nicht in's Leere hinausgehen. – Auf meinem kleinen Haustheater haben wir Anfang August nach 2 monatlichen Proben die Iphigenie von Goethe gespielt. Beyschlag gab den Pylades und kann Dir also am besten Alles erzählen. Meine Oper „Otto der Schütz“ ist ganz fertig, wird eben brochirt und dann so lange umhergesendet, bis eine Bühne sie aufführt, oder alle sie für unaufführbar erklären. Kinkel's neuestes Drama: „Lothar von Lotharingen“ ist als Manuscript für die Bühne nun auch gedruckt. Ich glaube, Beyschlag besitzt ein Exemplar. Obschon der Verfasser das Verleihen desselben aus ersten Gründen wegen zukünftiger Herausgabe verboten hat, so glaube ich doch die Uebertretung des Verbots auf mich nehmen zu dürfen für den Fall, daß Du es lesen möchtest. Alle meine peotisirten Freunde habe ich aufgefordert, mir bis Neujahr einen Operntext zu liefern; außer dem Versprechen, den besten zu komponiren, habe ich die deutsche Literaturgeschichte von Gervinus als Preis dafür ausgestellt. Mit großer Sehnsucht erwarte ich das Resultat, und enthalte mich so lange alles Komponirens, um mich dann mit rechter Gluth in die frischen Melodien-Wogen zu stürzen.

Ich kann Dir wahrhaftig versichern, beste Emilie, daß es kein heimlicher Stolz ist, der mich so gleichgültig gegen eine weiter ausgedehnte Anerkennung der eigenen Leistungen macht. Ob meine Sachen bekannt und gelobt werden oder nicht, das quält mich kaum mit der kleinsten Sorge. Nicht daß ich über ihren Werth beruhigt wäre, sondern das Schaffen an sich ist eine so ewige Freude. Immer neue Lebensinteressen, immer Stehen zwischen Hoffnung und Erfüllung. Und nun gar so viele Gute, die mich lieb haben, und die ich unersäglich lieb habe, und der Eine, den ich alle Tage höher verehren lerne! Welch ein vortrefflicher Mensch er ist, wie rein, wie edel, wie voller Geist und Grazie, das darf ich nicht schildern, wie ich's möchte, denn man würde mich parteilich nennen, obschon ich weiß, daß ich noch zu wenig sage.

geschrieben werden.) So giebt das nämliche Stück in jeder Klavierstunde ein neues Interesse. Was Du ihr aufgegeben hast, mußst Du drüber schreiben und hat sie es gut gemacht, bezeichnen; endlich nie wieder ein als fertig anerkanntes Stückchen vornehmen, wenn es auch am andern Tage schon verlernt wäre. Die Gewißheit, ein Stück abgethan zu wissen und ein frisches drauf zu setzen, spornst das faulste Kind zu Ueben. In dem Falle kann man auch streng drauf halten, daß es nichts neues giebt, bis das Vorige mindestens ein einzigmal richtig ging.

Der Frühling hier blüht alle Tage schöner. Auf dem Markte sieht es so zierlich aus, wie zwischen den jungen Gemüsen die großen Körbe voll duftender Mairkräuter stehen, von denen das köstliche Nationalgetränk gemacht wird. Ganz kleine Bauernkinder von 6 Jahren kaum, stehen und verkaufen Kränze von Maiblumen und Vergißmeinnicht. So was lustiges wie allein schon ein rheinischer Marktplatz ist, sieht man im Norden nicht. Auch Maikräfer bringen sie zum Verkauf, welche die Kinder (grausam genug) an Fäden binden und ein bestimmtes Liedchen dazu singen, das einem jetzt aus allen Ecken entgegenhallt. Ich amüsire mich indeß bei meiner Partitur und stecke so drin, daß ich mit den Instrumenten auf dem Papier wie mit lebendigen Wesen Verkehr treibe. Neulich ertappte ich mich, daß ich zu den Klarinetten sagte: „Seyd zufrieden, zu diesem Stück taugt Ihr nicht, aber im nächsten sollt Ihr wieder mitspielen. – Ach, es thut mir doch leid – soll ich Euch hineinlassen? – Ach was, Ihr wollt auch überall mit dabei seyn!“ – Auf einmal wurde ich wach und lachte mich selber aus. Dennoch kann ich mir's nicht abgewöhnen. Die individuellen Klänge des Ganzen, des Orchesters, haben mich in einen magischen Kreis gezogen. Von dem Charakter jedes Instruments könnte ich eine Geschichte erzählen, an die ich eigentlich selber glaube, so verrückt es klingt. Mit diesen phantastischen Wesen lebe ich ein seltsames Märchen durch, wenn ich mit der Partitur allein bin. Dann beherrschen sie mich, dann ich sie wieder. Alles Schaffen ist wohl so eine Wechselwirkung von Inspiration und Willen. Ohne poetische Trunkenheit geht's nicht, aber wie muß man zugleich die Vernunft beisammenhalten! –

Bonn, den 6. Mai 1843.

Liebe Emilie!

Meinen herzlichsten Glückwunsch sende ich Dir zu Deinem Familienzuwachs; ich finde es prächtig, daß dieser jugendliche Zauber, der durch Kinder einem Familienkreise innewohnt, Eurem Hause aufgefrischt wird, indeß die Töchter Dir schon zum Beistande heranreifen. Ist Ottobald erst erwachsen, so habt Ihr alle Elemente zu einer eigentlichen Normalfamilie beisammen. Für die Total-Stimmung eines geselligen Haushalts sind, wie ich glaube, kleinere Kinder ein wahrer Segen. Wenn ich aus 100 Ursachen einen Nebengrund namhaft machen soll, so ist es schon darum allein für die älteren Kinder ein höchst wünschenswerthes Ereigniß, weil im Allgemeinen der Erziehungs-Trieb der Eltern von ihnen etwas abgelenkt wird und sie sich so freier selbstständig entfalten können. Nicht zu gedenken, welche herrliche Vorschule es den Mädchen für ihren künftigen Beruf wird.

Vorigen Sonntag sind wir zum ersten Mal aufgegeben worden. Unsere häusliche Einrichtung ist nahe fertig. Das Quartier ist jetzt zu allerliebst; vom Botanischen Garten herauf duften die Bäume und singen die Nachtigallen. Es ist ein wahres Eden.

Mein neues Liederspiel „Die Assassinen“ ist im Umriß fertig, auch schon ein großer Theil in's Reine geschrieben und zugleich ausgearbeitet. Ein neues Liederheft, op. 18, ist vor einigen Tagen bei Schlesinger in Berlin erschienen. Eine Uebersetzung des griechischen Liedes, das Du schon kennst, lege ich hier bei. Die Zahl meiner Schüler wie meiner Gesangsvereins-Mitglieder nimmt zu; also kann ich versichern, daß es mir bisher in allen Bestrebungen nach Wunsch geht.

Schloß Poppelsdorf, 17. Juni 1843.
bei Bonn.

Verehrter Freund!

Meine häusliche Einrichtung, darauf die Hochzeitreise, zuletzt die Besuchpflichten waren es, die mich abtheilten Ihnen früher zu schreiben. Nun kann ich endlich meinen Freunden mittheilen, daß eine so vollkommen schöne, glückliche Zeit für mich angebrochen ist, daß Alles, was mir früher wie Freude erschien, zu einem ärmlichen dumpfen Zustand dagegen zusammenschwindet. Selbst der Brautstand wird mir in der Erinnerung jetzt fahl und grau, der mir noch vor Kurzem alles Erlebte überbot. Soll ich aber nun so fortfahren, von meinem Glück zu reden, so werde ich Sie unsäglich langweilen, denn es geht damit wie mit dem Ausspruch „gut“, der uns auch ganz beruhigt und alles weitere Reden überflüssig macht. Sagen wir von Einem: „Der ist ein guter Mensch“, so sind wir fertig, denn alle Leuten schweigen still dazu, während das geringste „Aber!“ eine unerschöpfliche Mediasance hervorruft. Ein Unglücklicher kann höchst Gesprächig sein, wenn er dem Freunde gegenüber klagend sein Herz ergießen darf, aber mit dem Wort „glücklich“ ist man fertig mit sich. Eine große Landplage wird sich nun bald abkühlend über uns ergießen, nämlich die üblichen Gegenbesuche der Bonner Philister. Wir hatten klüglich und heuchlerisch die Stunden gewählt, wo alle Leute heraus waren. An Einem Tage, wo das Publikum eine große Prozession zu sehen ging, konnten wir 25 Visiten abmachen. Denken wir gleich sehr still zu leben und keine Einladung anzunehmen, so konnten wir doch diese Sitte nicht umgehen, welches Umgehen hier als große Beleidigung angesehen wird. Nun müssen wir freilich still halten, wenn uns gleich der Eingriff in unsre Stilleigkeit, den ein gleichgültiger Leuteschwarm macht, wie eine schmerzhaft Operation erscheint. Denken Sie aber drum nicht, daß wir uns egoistisch einsperren wollen. Kein Wohlwollen, keine Gelegenheit zu gegenseitiger Förderung lasse ich unbenutzt vorbeigehen; diese Klippe, die den Ueberglücklichen so nahe liegt, fürchte ich sehr; ich meine, die Verpflichtung gegen die Gesellschaft zu vergessen.

Ein Verhältnis, daß Sie am Schlusse Ihres Briefes besprachen, erwähne ich, weil es Sie vielleicht interessiert, nämlich das meines Mannes zu seiner Fakultät. Sie erinnern sich, daß ihm die Beförderung um unsrer Verdingung willen vor drei Jahren versagt wurde, und daß Sie dies als eine ungerechte Maßregel erkannten. Nun habe ich mich durch manche Zeichen überzeugt, daß jene 3 Herren wohl fühlen, daß sie sich blamirt haben, und eine starke Stimme im Publikum sich gegen sie erhebt. Anstatt nun großartig durch Eingestehen ihren Fehler gut zu machen, suchen sie lieber ihre Würde in der Behauptung einer wahrhaft päpstlichen Unfehlbarkeit und drängen durch eine Ungerechtigkeit über die andre meinen Mann in eine Opposition hinein, die ihm manche Kräfte für ein besseres Wirken wegzeht. An dem Prof. S., der Schwager des obersten Vorgesetzten, haben jene ein sehr spitziges Instrument, um K. zu kreuzigen. Dieser Prof. S. hat ehemals manche poetische Versuche geleistet; ihm ist aber die Poesie wie ein Geschäft, zu dem man sich im Schwere seines Angesichts zwingt. Vor vielen Jahren, als K. eben durch's Examen war, sagte S. zu ihm: „Sie haben ja sonst zuweilen gedichtet; Sie sollten jetzt wieder so etwas machen, da sie so gut die Zeit dazu haben.“ Diese Art des Herrn S., Poesie anzuschauen, gab uns viel zu lachen, und wir dachten nicht, wie fühlbar uns diese Ansicht einmal werden sollte. Jetzt, da K. seine Gedichte bei Cotta herausgab und dieselben sehr gut gehen, berichtet die Bonner Fakultät nach Berlin (bei der Gelegenheit, als K. das Gesuch um seine gewöhnliche Gratifikation einsandte), daß K. sich zu sehr der ästhetischen Richtung hingegeben habe. In Folge dieses Berichts ward ihm nicht allein die Zukunft für die Zukunft abgeschnitten, sondern auch die längst besessene Gratifikation wieder genommen. Nun begreifen Sie die Keckheit dieser Lüge in einem offiziellen Bericht, da keiner dieser Ordinarien seit 2 Jahren K.'s Vorlesungen besucht hat, welches sie nach den akademischen Gesetzen halbjährig zu thun verpflichtet sind. Sie nehmen ihm das Gehalt, und wenn er sich schriftstellernd sein Brod verschafft, so beschuldigen sie ihn, daß er sein Fach versäume. K. hat ein größeres wissenschaftliches Werk unter Händen, wovon sich die Fakultät überzeugen konnte, sofern sie nur wollte. Seine öffentlichen Vorlesungen sind weit besetzter als die ihrigen, obschon sie das Fortkommen

der Studierenden in Händen haben. K. schreibt Verse so leicht hin, wie wenn sich ein ausgebildeter Musiker hinsetzt u. eine Phantasie improvisirt; die Sprache ist ihm wie ein längst beherrschtes Element und es ist lächerlich, sein behagliches Schwimmen darin an schönen Lebenstagen, eine Arbeit zu nennen, die die Zeit seinem Berufe raube. Da man ihn keiner Unthreue in seinen Pflichten faktisch beschuldigen kann, so hüllt man sich in solche unbestimmte Redensarten: „eine zu ästhetische Richtung“, die sich gar nicht vernünftig definiren lassen.

Unter diesem rechtlosen Zustande seufzt freilich K. nicht allein, sondern viele, und nicht die schwächsten Kräfte werden so von einflussreichen Beamten gedrückt. Es bildet sich nach und nach eine starke Phalanx, die wohl bei einem Umschwung der Dinge dereinst den Alten böse Träume machen dürfte.

K. ist entschlossen, keinen Fußbreit von seinem Recht zu weichen, bis die Fakultät seine Absetzung bewirkt. Dieser Maßregel sehen wir gefaßt entgegen. Dann muß freilich die ganze Geschichte der heimlichen Ränke vor die Öffentlichkeit treten. Dabei kann natürlich keine Schonung gelten, und die Fakultät ist mehr blamirt, als wenn sie vor einem Jahr einen Schritt zurück gethan hätte, was sie so sehr scheute. Trotz dem oben bezeichneten Schlage, der unsere Finanzen grade vor der Hochzeit (im aller unbequemsten Moment) traf, haben wir uns doch soviel zusammengerafft, um recht freudig und sorglos die ersten Wochen zuzubringen. Burkhardt und Emanuel Geibel waren bei unsrer Hochzeit; nach der Trauung führen wir nach Rolandseck zu einem fröhlichen Mahl. Geibel improvisirte ganz prächtig, und erhöhte dadurch mehr und mehr die Stimmung der Gäste. Abends war noch ein Fest im elterlichen Hause, das sehr schön mit Blumen geschmückt war, und wo nebst einer von der Mutter äußerst behaglich eingerichteten Bewirthung, Musik und Poesie wieder das Beste zur allgemeinen Luft beitrugen. Die folgende Woche brachten wir einsam in unserm Schloßchen zu, dann reisten wir die Mosel aufwärts bis Trier, darauf nochmals Rhein aufwärts bis nach St. Goar, wo wir mit Freiligrath und Geibel ein paar kostbare Tage verschwärmt. Die Frau des Ersteren gewann mir ganz das Herz, und ich zähle sie zu den edelsten Erscheinungen, die mir begegnet. Der Mann ist auch eine herrliche Persönlichkeit voll Bildung und Treuerzigkeit.

Jetzt haben wir uns in die Arbeit gestürzt und werden uns hoffentlich ganz leichtlich durch die Welt bringen, trotz allen Streichen der frommen Leute, die ein gottgefälliges Strafgericht über uns verhängen möchten. Wir sind so lustig wie die Kinder, und selbst die alten Eltern werden vor Freude an uns wieder jung. So oft wir nach Bonn kommen, freut sich das ganze Haus. Der Vater hat nie so wohl ausgesehen, und die Mutter vergißt Gicht und dumme Mägde, wenn der Gottfried seine Witze losläßt. Mein Mann läßt sich ihrem Hause bestens empfehlen. Ach kennten Sie ihn doch, um zu fassen wie unsäglich glücklich ich bin!

Johanna Kinkel.

Schloß Poppelsdorf, 1. April 1844.

Meine vielgeliebte Laura!

Welche große Freude hast Du mir mit Deinem herzinnigen Brief gemacht! Es kann uns doch nichts Besseres in dieser wandelbaren Welt begegnen, als zu erfahren, wieviel unwandelbar Liebe und Treue es noch darin giebt. Sey gewiß, das mein Herz Dich und Euch alle auch noch eben so lieb behalten hat, als wenn wir beisammen geblieben wären. Dein Brief zeigt mir Deine Seele in einem Grad von Aufregung, zu dem ich (ich muß es gestehen) nicht mehr fähig bin. Da die Erinnerung an gleiche Stimmungen bei mir keineswegs fern liegt, so verstehe ich wenigstens vollkommen, was in Dir sich bewegt. Laß Dich von Spott und Hohn nicht irren machen.

Wer nicht in der Jugend der Mehrzahl der Menschen exaltirt erscheint, der wird gewiß im Alter zu philiströs. – Es ist merkwürdig, daß gute prosaische Naturen sich einbilden, die Begeisterung sey etwas, das man bei Andern nur dulden, verzeihen könne, eigentlich ihnen abgewöhnen müsse, während es doch in Wahrheit ein Mangel ist, sie gar nicht zu besitzen.

Hier haben wir uns nur vor dem Fehler zu hüten, eben so intolerant zu werden, und dies ist der Punkt, wo ich vielfach gesündigt habe, und jeden der mir lieb ist, warnen möchte. Unser eins ist sehr geneigt Haß und Liebe stark zu äußern, von allem Schönen heftig erregt zu werden, diese Erregung in noch heftigere Worte zu kleiden, eben so den Widerwillen gegen das Gemeine, Niedrige unverschleiert zu geben. Nun sind unsere Gegner die ungeheure Masse, die sich weder vor dem Schönen verehrend beugt, noch von dem Häßlichen besonders unangenehm berührt wird. Diese finden sich höchst verdrößlich aus ihrer Gleichgültigkeit gerüttelt, wenn ihnen ein Enthusiast begegnet, und möchten ihn gern für eine andere Art Narren erklären. Wir leben eigentlich doppelt, die wir Schmerz und Glück so tief fühlen.

Unser Lebensgang gleicht einer Gebirgsgegend voller Klippen, Wälder, Blumenmatten, Sturzabäche, über de ein Himmel ausgedehnt ist, an dem Sonne und Gewitterstürme einander jagen, während Jener Zustände sehr eben und unmalterisch unter einem graubewölkten windstillen Horizont liegen, wo immer ein artiges Schirmchen gegen die Sonnenstrahlen aufgespannt ist. Nun aber aus dem Gleichnis heraus und die Sache beim Ziptel gefaßt. Wir können uns endlich dazu erziehen; gute, verständige Leute ohne allen poetischen Zauber dennoch recht herzlich zu achten, ihrer Tätigkeit und Zuverlässigkeit volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, auch diesen Einen Mangel nie zu rügen. Aber diese können es nicht. Sey noch so tüchtig, so zuverlässig, und dabei ein bischen geniale angehaucht, so wird dir jede andere Eigenschaft bezweifelt, oder doch wenigstens hält man die Zugabe für ein schlimmes, und taxirt den eigenen Mangel für ein Voraushaben. Hier darf man sich keine Illusionen machen, sonst kämpft man vielleicht Jahrelang einen Windmühlkampf wie Don Quixote. Die Prosa ist nie zu überzeugen. Sie kann den Begeisterten nicht versehene lernen, wir können aber sie verstehen und folglich auch schätzen in ihrer Sphäre, und da sind wir gleich wieder im Vortheil, denn geehrt und geliebt werden ist nicht halb das Glück wie verehrt und lieben. Wie viel giebt es für uns zu bewundern und mit heiliger Glut im Herzen zu tragen, woran die Gleichgültigen stumpf vorbeigehn! Es ist ein Gefühl, als ob jeder Blutstropfe, sich in eine Blütenknospe verwandeln und der Lenzsonne entgegen aufbrechen wollte – aber suchen wir nach Worten, um gutmüthig die Andern unser Entzücken mitgetheilen zu lassen, so werden wir mit kalt Wasser begossen zum Dank. Drum spare man für die verschwiertesten Naturen, die jeder früher oder später ausfindig macht, und dann dreifach beglückt ist. – Geibel, von dem Du mir schreibst, hat uns im Sommer besucht. Er war schon Freund meines Mannes, ehe ich ihn in Berlin kennen lernte. Auf dem Stiftungsfest unseres poet. Vereins war er auch. Das war ein unvergeßlich schöner Tag. Durch einen Bogen von frischem Epheu und blühenden Rosen sah man hinaus in das himmlische ferne Land, wo der Rhein an den Siebenbergen hinströmt; unser Freundeskreis saß bekränzt im Halbmond, und die Dichter lasen ihre für dies Fest frisch geschaffnen Werke. In drei Monaten kömmt der Tag wieder, doch wird diesmal der Geibel schwerlich so nahe seyn, um mit Antheil zu nehmen.

Deine Johanna Kinkel.

den 2. April 1844.

Liebe Emilie!

Das Frühlingserwachen ist himmlisch schön hier, ich wünschte Dir nur einen Blick jetzt aus meinem Fenster. Es ist ein Paradies, das man gar nie ausgenießen kann. Mein Mann ist unbeschreiblich gut und lieb, ich kann ihn nie verlieren.

Mein Musikverein hat sich wider alles Erwarten den Winter über in voller Blüthe erhalten. Im schlimmsten Wetter kamen die Bonner den weiten Weg heraus. Jetzt ist der Verein schon über 30 Personen stark, und fast lauter ausgesuchte. Wir haben Händels Josua eben aufgeführt, und uns sehr daran entzückt. Unter kleinen Sachen, die wir mit besonderm Genuß kennen lernten, empfehle ich dir Gesänge von Friedrich Hiller für eine Sopran- und Männerstimmen, bei Simrock in Bonn erschienen. Sie sind köstlich im Freien zu singen, frisch und fröhlich durch und durch.

Die Schattenseiten unsrer Existenz dauern fort, oder vielmehr schreiten fort. Prof. Sack, Schwager des Ministers Eichhorn, hat nun endlich bewirkt, daß meinem Manne seine Stelle als Religionslehrer am Gymnasium entzogen wurde. Da das Verfahren da offenbar widerrechtlich war, so gab Kinkel eine Vertheidigung Druck, welche aber die Censur hinderte: „Weil es nicht gestattet sei, daß das Verfahren der Vorgesetzten einer öffentlichen Kritik Preis gegeben würde.“ Ich fürchte Dich zu ermüden, sonst schrieb ich Dir ausführlich die Geschichte, in der eben so schöne Sachen vorkommen wie in dem Prozeß des Astronomen, der die Sonne nicht um die Erde laufen lassen wollte.

Da nun das letzte feste Einkommen verloren ist, müssen wir leider unsre Anlagen statt im Dienste des Schönen, ausschließlich im Erwerb abnutzen. Doch da uns das häusliche Glück so reich alle Unbill vergütet, so verlieren wir den Muth nicht. Von anderer Seite wird K. manch günstiges Zeichen seines Wirkens, und so muß es sich ja endlich doch zum Guten wenden, wenn wir erst aus dieser pietistischen Atmosphäre heraus sind.

P.S. Um ein Mißverständnis zu vermeiden, muß ich meine obigen Mittheilung beifügen, daß der Form nach K. seine Entlassung genommen, obschon der Sache nach: durch jene Chikanen gezwungen, die zu umständlich wären, um wörtlich zu berichten.

Schloß Poppelsdorf, 19. Februar 1845.

Liebste Emilie!

Deine Ansicht, den Kindern so viel Freude zu schaffen als möglich, dünkt mir die allernützlichste. Einstweilen kann ich meinem Jungen noch nichts besseres anthun, als Tag und Nacht für seine physische Gesundheit sorgen, um ihm so einen Vorrath von Kraut und Mitteln zu künftiger Lebensfreude mitzugeben. Bisher gelangt's vortrefflich.

Sein einziger Fehler ist, daß er zu sehr aufs Amüsement erpicht ist, man muß immer mit ihm singen und tanzen, auch muß man ihn ansehen, sonst lallt und schreit er voller Ungeduld. Das haben wohl die meisten Erstgeborenen an sich; man verwöhnt sie in den ersten Monaten, indem sich das ganze Haus um sie dreht. Der Scheim will gar nicht in seinem Bettchen schlafen. Man muß ihn auf dem Schoos halten und ihn im festen Schlaf dahin transportieren. Nun ist er so lose, daß er es gleich merkt, und sich ordentlich wach hält, daß man ihn nicht betrügen kann. Das wird freilich bald ein Ende nehmen, wenn sein Geschwisterlein diesen Sommer anlangt, ehe der arme Erste recht laufen kann. Ich werde gar nicht bang deshalb, denn ich habe eine unerschöpfliche Summe von Arbeitslust und Lebensfröhlichkeit in mir. Ich fühle mich auf einer Höhe von Glück und Zufriedenheit die noch immer steigt. Vor einem Jahr hielt ich das gar nicht für glaublich, ich meinte nach so viel Seligkeit müsse es abwärts gehen; aber wenn mir die Kinder gedeihen, so sehe ich in eine Unendlichkeit von Freuden hinaus. Die Hoffnung ist wieder da, und das ist der Segen beim Kinderglück, daß die nie abreißt, während jedes andre Glück bei der Erfüllung uns ein Gefühl von Stillstand aufdringt.

Hollwegs gehn nach Berlin, und nehmen diesen Brief mit. Wie beneide ich sie! Trotz allem Zauber meiner Häuslichkeit möchte ich doch, wie gern! wie gern! bei Dir so einen Nachmittag wieder auf dem Sofa sitzen, und das Herz ausgießen wie einst. Je mehr es von Liebe gestillt worden ist, um so reicher ist alle alte Liebe wieder aufgeblüht. Gleichgültigkeit dort das Gefühl aus, aber voller Genuß der Liebe erzeugt eine ewig neue Liebesthülle.

Deinem Manne und der Laura kann ich diesmal leider nicht schreiben, da meine Minuten zu sehr gezählt sind. Dem Erstem danke für sein freundliches Anerbieten hinsichtlich der Zeitschrift. So kann ich unmöglich noch eine Verpflichtung mehr eingehen. Er hat 2 Bücher im Druck, die „Christi. Kunstgeschichte“, wovon die ersten Lieferungen eben die Presse verlassen, während die letzten noch nicht ausgearbeitet sind; kontraktmäßig muß das Buch Ostern erscheinen. Ferner „die Ahr“, geographisch, historisch u. u. ein Buch, welches für hiesige Provinz von besonderem Interesse ist, da es für rheinische Geschichte viel Ausbeute giebt. Die alten und neugegründeten Blätter, denen er Mitwirkung zugesagt, sind ebenfalls zu einer erschreckenden Liste angewachsen, so daß ich fürchte, ohne

Wortbrüchigkeit gegen einen Theil derselben wird er den andern kaum befriedigen können. Diesen Winter hat er vor einem sehr zahlreichen gemischten Auditorium (Damen und Herren) neuere Literatur-Geschichte frei vorgetragen. Das nahm auch viel Zeit zu Vorbereitungen hinweg, war aber ein in den geistigen und nebenbei in den materiellen Ergänzungen sehr belohnendes Unternehmen. Wenn es nicht um der Idee willen wäre, so sollte Keiner den Staatsdienst festhalten, denn die Haushaltung hat den größten Schaden davon

Schloß Poppelsdorf, den 12. November 1845.

Liebste Laura!

. Ein so heiter blühendes Lebensbild wie das Deine kann ich Dir diesmal nicht geben. Meine Tage sind seit Monaten mehr und mehr von allem postischen Anflug entkleidet worden, ich nicht vom Krankenbette meines kleinen Sohnes gekommen bin. Dieser hatte, als er fast ein Jahr alt war, eine lebensgefährliche Krankheit überstanden. Gleich darauf folgte die Geburt meines Töchterchens. 14 Tage nachher ward der Aelteste wieder krank und nach wiederholten Rückfällen, die die angestrengteste Pflege und Sorge nicht verhüten konnte, ward er gegen Ende September so elend, daß Jeder, auch der Arzt, den Glauben aufgab, daß er ergetet werden könne. Den ganzen Oktober durch glaubte man stündlich, er werde sterben. Wir haben unzähligmal den Todesschmerz seines Verlustes im Wahn, er sei schon hin, überstanden. Jetzt nachdem er Brechruhr im höchsten Grade, Gehirnentzündung, Krämpfe, Lähmung, kurz des Unmöglich überwunden, erholt er sich langsam wieder, und macht alle ärztliche Erfahrung zu Schanden. Denke Dir, daß er mehrmals schon kalt war, das Auge gebrochen schien, kein Puls mehr zu fühlen, dabei mit den verzweifeltsten Mitteln gequält ward. Doch Du kannst es gar nicht begreifen, was die Eltern in solchem Zustand leiden. Ob er uns erhalten bleibt, wage ich kaum mir als gewiß vorzustellen, da ich so lange zwischen Furcht und Hoffnung gezerrt wurde. Jeder Tag ist mir nun wie eine neue Frist geschenkt. Freilich sind alle gesunden Tage eben so ungewiß; wir wissen es, wie nah der Tod bei allen unsern Freuden steht, und freuen uns dennoch so leichtsinnig in den Tag hinein. Schrecklich bin ich in diesen unendlichen Tagen und Nächsten voll Qual an die Endlichkeit alles Besitzes gemahnt worden. Mit welcher angstvollen Zärtlichkeit klammere ich mich nun an jeden Augenblick an, der mir noch die geliebten Blicke von Mann und Kindern leuchten läßt. Musik bekomme ich gar keine mehr zu hören. Mein Flügel dient nur noch, um frischgebügelte Windeln darauf zu trocknen. Das darf aber nicht mehr so forgehen. Nächste Woche will ich ihn wieder aufmachen, denn ich schmachte nach einem Ton Musik. Könnte ich jetzt meiner dümmsten Schülerin Stunde geben und Stückchen von Wanhal zu 4 Händen spielen, es würde mit einer Erquickung sein. Doch ich muß mir das Schwimmen in meinem eigenen Element versagen, bis die Kinder über die ersten gefährlichsten Jahre hinaus sind, wo man sie keine Stunde aus den Augen verlieren darf. Allgemein wirft man mir vor, daß ich eine zu ängstliche Mutter sey. Bis zu der letzten Krankheit des Jungen bin ich nie ausgegangen, ohne daß einer aus der Familie so lange nach Poppelsdorf kommen mußte und ihn beaufsichtigen, oder vielmehr die Wärterin, daß um kein Haarbreit von der Instruktion abgewichen wurde. Da ich aber nun mit aller Aufopferung bei Tag und Nacht ihm die Todesgefahr doch nicht abnehmen konnte, habe ich seit 8 Tagen das Ungeheure gewagt, täglich mit meinem Manne eine Stunde heraus spazieren zu gehen. Und da gehe ich voller Gewissensqual und athme die freie Luft ein, als ob es Kohlendampf wäre, bis ich wieder zu Haus bei den Kindern bin

Schloß Poppelsdorf, 4. Februar 1846.

Liebe Emilie!

Bei uns geht es fortwährend besser. Der kleine Junge ist zwar noch sehr matt, und der Arzt glaubt, daß beinahe ein Jahr vergehen würde, bis er sich völlig von seiner Krankheit erholt hätte, doch scheint alle Gefahr vorüber. Seine Pflege ist überaus mühsam; alle Nahrungsmittel, ferner künstliche Bäder und was alles für Kuckuckszeug muß ich ihm selber Unglaublich ist es, wie ein solches Sorgen- und Angst-Kind einem lieb wird. Der Junge ist mein Gedanke bei Tag und mein Traum bei Nacht. Wenn nur eine Schülerin wieder weggegangen ist, so laufe ich, was ich kann, um in dies arme bleiche Gesichtchen zu schauen, dessen Lächeln mein Entzücken ist. Das kleine Mädchen ist das Freudenkind. es wird mächtig stark und dick, sogar neigt es sich endlich einer gewissen Schönheit zu. Aber diesen Sommer habe ich die Aussicht, drei Kinder zu besitzen, welche alle drei getragen werden müssen, wenn nicht ein Wunder geschieht, daß die zwei anderen bis dahin allein laufen. Alle Leute bedauern mich wegen meiner schweren Haushaltung und dieses neuen Zuwachses, und ich muß drüber lachen. Mein Mann ist von so trefflicher Gemüthsart und weiß aller häuslichen Noth eine lustige Seite abzugewinnen, da bleibt auch mir der Muth oben.

Bonn, den 7. April 1847.

Liebe Laura!

Meine unruhigen Umgebungen haben mir alle Sammlung geraubt, um Dir in einem Gedicht zu sagen, wie lieb Du mir bis und wie ich Dich in Gedanken auf Deiner Lebenswanderung begleite. Nun faßt mich die Untugend aller Frauen, die die 36 überschritten haben, ich möchte mein Mütchen kühlen und guten Rath geben, obschon ich voraussetzen sollte, daß Du mich in allen häuslichen Vollkommenheiten längst überbietest. Auch erinnere ich mich daran, wie bei meiner eignen Verheirathung mich die Weiber langweilten, als sie mir Rathschläge gaben als z.B., daß man den Kafee mit Wasser aufgießt. Und gar als die Kinder da waren, meinten alle: jetzt sey der Zeitpunkt da, wo sie mich unter die Flügel ihrer Erfahrung nehmen müßten, während doch eine Erfahrung nie als Präservativ dienen kann, da keine Frau die nämliche macht. Indessen trotz alle dem, ich kann es auch nicht lassen, und dringe Dir einigen wenigen guten Rath auf.

- 1) Eine Hausfrau muß mit Nichts so geizig sein als mit den Minuten.
- 2) Sie muß so strenge Ordnung halten, daß der Fall nie eintritt, einen Gegenstand erst suchen zu müssen.
- 3) Sie muß wenigstens einmal täglich ihr ganzes Quartier durchwandern, und in alle Ecken, Schubladen u. u. hineingucken, jeden vorgefundenen Mißbrauch notiren und schleunigst abstellen, damit ihr nicht langsam die Anarchie über den Kopf wächst.

Wenn man dieses befolgt, so braucht man grade halb so viel Einkünfte, als wenn man es unterläßt

Bonn, 24. Juni 1847.

Liebste Emilie!

Wie kann ich Dir herzlich genug danken für die überaus gütige Aufnahme, die mein lieber Mann in Eurem Hause gefunden hat! Und nun hast Du noch gar Deine Güte bis auf meine drei unwürdigen Würmer dahin ausgedehnt, und mich mit so schönen Geschenken auf's tiefste beschämt. Der Junge ist voller Stolz auf seinen Berliner Kittel, aber die Mädchen sind ihrer Puppen noch nicht werth, denn sie machen noch alles kaput oder stecken es in den Mund. Erst müssen sie älter werden, ehe sie mit ihren Händen solche Prachtpuppen anfassen dürfen.

Ob es nun wirklich wahr wird, daß wir aus Bonn herauskommen? Nur um der Großeltern willen thäte mir's leid, denen die Trennung von den Enkeln großen Schmerz

machen würde. Sonst aber fesselt mich wenig mehr an Bonn. Mit unsäglicher Geduld hatte ich mir hier einen Musikverein herangebildet. Vor einem Jahr stand er auf seinem Höhepunkt und ersetzte mir die mangelnde Oper. Da wurden mir rasch nacheinander meine besten Sängerinnen weggehathet, die Sänger bekamen Anstellungen auswärts, und ich mußte jetzt die Arbeit von vorn wieder anfangen. Mit dem poetischen Verein ist's (in anderer Weise) nicht viel besser gegangen. Die Mitglieder sind unterdeß vor's Publikum getreten und ruhen ein bischen auf den Lorbeern. Die Strebsamkeit der Jugend ersetzte früher den aufregenden Unterhaltungsstoff, der kleinen Städten immer fehlt. Was werth ist besprochen zu werden, lesen wir in der Zeitung vorher verhandelt, ehe es in die geselligen Kreise übergeht. Lokale Interessen und Persönliches wird Einem so unsäglich langweilig auf die Dauer. Endlich das Innerlichste erschöpft sich, wenn man sich allzuoft sieht. Und so geht unser Verlangen jetzt mehr und mehr: hinaus aus der Enge, in eine neue Lebensströmung hin.

Wie gerne möchte ich auch wieder näher bei Euch leben, wenn es ging! Als mir Kinkel erzählte, wie wohl ihm in Eurem lieben Kreise geworden, da ward's mir ganz warm und ich sehnte mich so aus vollem Herzen einmal wieder nach Euch. Ich habe hier viele Freunde, die mir recht lieb sind, aber doch kein Haus, wo mir so mein ganzes Wesen auftaute.

Um nun nicht ungerecht zu seyn, muß ich allerdings bekennen, daß ich als Lehrerin jetzt meine goldne Zeit sehe. Das Verhältnis zu meinem SchülerInnen kann gar nicht liebevoller und wirksamer an irgend einem anderen Orte jemals werden, als es hier ist. Und daran ist gewiß die Beschränktheit aller künstlerischen Genüsse in diesem Orte Schuld. Was diesen Punkt angeht, bin ich ganz an meinem Platz, und mein Talent ist viel nützlicher als anderswo. Aber ich muß immer musikalische Gedanken ausgeben, ohne andern neuen Nahrungsstoff einzusaugen, als den ich mir mit dem ungeheuersten Zeit-Aufwand selbst zusammenscharren muß.

Ich muß wieder Musik genießen nach dieser jahrelangen Tagelöhner-Arbeit in meinem Fach. Leb wohl, grüße die lieben Deithigen von Deiner dankbar ergebenden

Johanna Kinkel.

Bonn, 24. März 1848.

Liebste Emilie!

Dringend bitte ich Dich, mir recht bald zu schreiben, oder mir durch eins deiner Kinder schreiben zu lassen, wie es Eurer Familie und meinen in Eurem Kreise lebenden Freunden und Bekannten in diesen theils glorreichen, theils furchtbaren Tagen ergangen ist. Die öffentlichen Ereignisse weiß ich natürlich alles aus den Zeitungen. Ich möchte nur von Dir wissen, ob ihr unter Euren Lieben keinen persönlichen Verlust oder sonstigen großen Kummer zu beklagen habt.

Ich wage nicht recht, mein eigenes Gefühl hier laut werden zu lassen, da ich nicht sicher bin, dich mit einer Freude oder Klage zu verletzen, wo Du das Entgegengesetzte vielleicht empfindest. Nur das Thatsächliche, was hier vorgeht, will ich Dir berichten, da es Dich vielleicht interessieren kann, zu hören, was auch eine censurfreie Zeitung nicht aufnimmt. Als die Greuel, die in den Berliner Straßen vorfielen, hier bekannt wurden, da hing es an einem Haar, daß alle rheinischen Städte die Republik proklamirten. Man meinte, es könne man König nimmer verziehen werden und wenn die Leute ihn nannten, so fügten sie oft hinzu: „Wenn es in diesem Augenblicke noch König ist“. Man erwartete den geringsten Anstoß, was Berlin jetzt thun werde, um loszubrechen. Täglich sind in den Städten zwei Bürgerversammlungen. An den Eisenbahnen stehn die Männer und holen die von Cöln kommenden Abgesandten ab, um gleich zu wissen, was dort beschlossen worden und hier das Nämliche zu berathen. Seit den letzten Nachrichten neigt sich die Wagschale wieder der konstitutionellen Monarchie zu. Wir, K. und ich, wünschen natürlich, daß die letzte Ansicht siegen möge, da außer unserer Furcht vor anarchischen Zuständen, vor der Unfreiheit der Massen zu einem so ungeheuren Sprung, auch noch die Sorge für die geliebte Kunst und Wissenschaft hinzutritt, die in langen, stürmischen Zeiten zu sehr leidet.

Dennoch ist es unglaublich, wie in der letzten Zeit der politische Akt der Mittelklassen, selbst der ärmsten Bürger sich ausgebildet hat. Die parlamentarischen Verhandlungen in Köln sollen völlig wunderbar sein. Mit dem bloßen Winken des Schnupfwuchs bringt der vorsitzende Bürger 1500 andere im Moment zum Schweigen, wenn einer reden will. Leider steht besonders unsere haute volée in diesen Dingen sehr zurück. Die Mehrzahl benimmt sich feig und taktlos, während das Volk sich bisher edel und anständig hält. Ein Faktum hat uns hier sehr empört. Vorige Woche kamen Truppen hierher, die man aus der Gegend von Magdeburg an den Rhein versetzt hatte. Diese wollten in den Häusern, wo sie einquartiert waren, nichts genießen, bis der Wirth und seine Familie davon gekostet hatten. Sie sagten, man habe sie daheim gewarnt, die Rheinländer würden sie vergiften.

Wenn man die Truppen also auf uns heizt wie auf wüthende Hunde, so wird freilich nöthigenfalls die Selbstvertheidigung unsererseits auch nicht die sanfteste sein. Ein Theil dieser Kriegreserven hat übrigens nicht weit von hier in der Eifel ein Haus räuberische überfallen und uns die Thaten der Marodeurs im dreißigjährigen Kriege auf schauerliche Weise in Erinnerung gebracht.

Schließlich noch, daß es uns wohlgeht, daß ich Familienzuwachs erwarte, daß mein Mann die schwarz-roth-goldene Fahne beim Zug getragen und die Rede vom Rathhaus herab ans Volk gehalten hat – warte, ich lege sie hier mit bei – und daß die Kinder gesund sind und Kokarden tragen. Sei herzli. Geküßt, grüße Deinen Mann und die Kinder von uns.

Voll herzli. Treue

D. I. K.

Bonn, 18. Mai 48.

Liebste Emilie!

Von der Stimmung der Rheinländer hätte ich Euch gern ein getreues Bild gegeben; aber wir haben jetzt 100 verschiedene Stimmungen und auch die wechseln von Stunde zu Stunde. Unsere Köln. Zeit ist zur Wetterfahne geworden, sie schwatzt immer derjenigen Partei nach dem Munde, die entweder zu siegen scheint oder dem Redakteur die Hölle heiß macht. Hier ist die Mehrzahl der Gebildeten und Besitzenden über alle Begriffe feig, und obschon noch nichts in Bonn passiert ist, was diese Angst rechtfertigt, so träumt dennoch alle Welt von plündernden Communisten, von demolirten Häusern u.

Was uns angeht, so gehören wir zu den Muthigen, also zu den Glücklichen. Dieses aber verzeiht man uns nicht. Man bildet sich ein, daß Jeder, der nur mit Achtung und Vertrauen vom sogenannten „Volk“ spricht, schon ein Anarchist sein müsse. Die Bonner Universität steht auf dem Standpunkt, wie einst Platen oder Heine (?) die Göttinger schilderten. Unsere Professoren waren stets sichtlich erbost, wenn irgend hohe Adliger sie und ihre Frauen nicht Rang gemäß behandelten. Seit einem Jahrzehnt war das ausgeglichen; die hier studirenden Prinzeßlein und ihr Anhang tranken bei den Professorinnen Thee und tanzten mit den Töchtern. Nun aber schufen die courfähigen Gelehrten und Beamten eine neue Kaste; sie hielten sich von jeder Berührung mit der sog. Burgeoisie fern und vertraten dieser gegenüber viel stolzer ihre Schranke, als ehedem der Adel gegen sie gethan. Ich glaube, wie sind in Bonn die einzigen, die mit Gewerb- und Handwerktreibenden als mit ebenbürtigen Leuten verkehren, keinen Unterschied in der Anrede (Herr, Frau, Fräulein u.) und im Gruß auf der Straße machen, dies versteht sich natürlich von selbst, aber so stark ist der Unsinn hier, daß man so etwas bemerkt. Nun rufen die Centralbürgerversammlungen eine Gleichheit notwendig hervor, gegen die sich die Vornehmen in der lächerlichsten Weise sträuben. Die Handwerker, die fern für ihre Interessen einen Ordner, Sprecher, Verfechter gehabt hätten, wandten sich an Kinkel, als den einzigen, der immer freundlich mit ihnen standen. Natürlich nahm sich Kinkel ihrer Interessen an, und nun wurde er von der Professoren-Clique förmlich exiliert. Seit er nun einmal Parteihaupt geworden ist, war er das Ziel einestheils von Ovationen, dann wieder von Schmähungen, bis wir jetzt erst seit ein paar Tagen Ruhe haben. Durch dies beständig zwischen zwei Feuern leben, haben wir aber jetzt eine unerschütterliche Ruhe bekommen,

die uns vortrefflich zu Statten kommt. Ein paar Exempel, wie wir die Tage vor den Wahlen zugebracht haben. Alle Pfaffen predigten in allen Kirchen gegen K. in den Beichtstühlen wurden die Weiber angespornt, auf die Männer zu wirken, daß sie ihn nicht wählen. Die Weiber liefen durch die Stadt und sagten: man solle uns das Haus anzünden, denn K. wolle die Katholische Religion abschaffen. (Er wünscht nämlich Freiheit für jeden Kultus und Trennung von Staat und Kirche.) Als K. seine Kandidatenrede hielt, wurde das Militär in den Kasernen konsignirt, um nicht etwa durch diese Rede bestochen zu werden, und den andern Tag kommandirt, gegen ihn zu stimmen. (Wir hatten nämlich die Kaserne im Bezirk für die Urwahlen). Himmel und Erde wurden bewegt, um lauter fanatische Katholiken zu Wahlmännern durchzusetzen, was auch gelang. Dann kamen 500 Verehrer mit Musik und deutschen Fahnen vor unser Haus und hielten Reden. Dann erschien im Wochenblatt Spott und Hohn auf seine Wirksamkeit. Aus der Bürgerversammlung geleiteten sie ihn mit grünen Zweigen heim, brachten Ständchen und pflanzten einen Maibaum vor unser Haus: Am andern Morgen vor Tagesanbruch kam die Gegenpartei, hieb den Maibaum ab, und warf ihn in die Gasse. Einige Tage später ging K. in einer Buchhändler-Angelegenheit auf die Ahr (wegen einer zweiten Auflage seines Anrbuchs, die vor der Revolution eingeleitet war). Nun hieß es: „der ist aufs Land, um die Republik zu proklamiren.“ (Soweit haben sie sich in ihren Einbildungen verstockt.) Das Schimpfen brach aus Rand und Band und ein Pletist soll an einem öffentlichen Ort in Gegenwart der Anhänger etwas Schmähhches gesagt haben. So lange nun K. die Leute im Zaum hielt, war Alles gut, aber nun gingen sie auf eigene Faust, um den Pletisten etwas Unangenehmes zu erzeugen. Es gab einen kleinen Zusammenlauf, der dadurch vermehrt wurde, daß der Bürgermeister und die Bürgergarde am Platz erschienen. Die Sache ward sogleich beigelegt, indem der Beschuldigte die Aeufßerung ablehnte und auf eine Frau schob. Obgleich nun bei dieser Affaire nur eine einzige Fensterscheibe an der Hausthüre eingeschlagen worden war, so hieß es doch in der Stadt; das Haus sei demolirt worden. Ich erfuhr es erst am andern Tage und bekam einen Todschrecken, denn ich dachte: jetzt wird des Publikums meinen Mann, dessen Name die unschuldige Veranlassung war, für diesen Exzeß verantwortlich machen, und alle Verleumdungen gewinnen nun Grund und Boden. Aber nein, ich hatte die Bonner unrichtig beurtheilt. Die bloße Sage, es sei ein Haus von den Kinelanern demolirt worden, hatte die ganze Stimmung gewendet. Alle Leute, die seit Wochen grob gewesen waren, grüßten plötzlich wieder höchst ehrenbietig. Alles Schimpfen hörte auf und von dem Tage an erschienen keine Schmähungen mehr im Wochenblatt, während sonst in jeder Nummer wenigstens drei Verdächtigen waren. Findest du das nicht höchst lächerlich, auf Jemanden loszuschlagen, der großmüthig ist und sich niemals vertheidigt und dann feig zu sein, wenn man ihn für gefährlich hält? Ich hätte gewiß das Umgekehrte gethan.

Jetzt ist K. Präsident der Central. Bürger-Versammlung und hat als solcher eine äußerst mühsame, und fast gefährliche Stellung, wenn man die Elemente kennt, die er gegenseitig in ihrem Recht fördern, und deren Haß er beschwichtigen soll. Es ist gut, daß er so viel Geistesgegenwart, Muth und diese unerschöpfliche Harmlosigkeit hat, die ihm so oft über alle Klippen weghalf.

Hier zanken sie sich ebenso wie bei Euch darüber, ob der Prinz von Preußen wiederkommen soll oder nicht. Morgen muß K. die Debatte darüber leiten, versteht sich über die Adresse deshalb. Eine Partei hat einseitig dafür heimlich petitionirt, und nun ist die Majorität schäumend vor Wuth. Hier sagen sie, der König sei wahnsinnig. K. glaubt, daß dies Gerücht nur ein dynastischer Kniff sei, um dem Prinzen von Preußen den Weg hierher zu b ahnen.

Karlsruhe, 5. Juli 1849.

Verehrter Freund!

Die Gefangennahme meines Mannes werden Sie erfahren haben. Er hat eine Schußwunde am Kopf, aber sie ist nahe geheilt. Gestern bin ich hier angelangt, glücklicherweise nicht zu spät, um ihm Lebewohl zu sagen, das Schwert hängt an einem Haar über seinem Haupte. Nur Aufschub kann ihn retten; sind die politischen Leidenschaften

etwas verraucht, so ist es möglich, daß man die Todesstrafe in Verbannung oder Kerker umwandelt.

Jetzt erinnere ich mich an das Wort, das Sie scherzend beim Abschiede meinem geliebten Manne sagten: „Wenn ihre Partei siegt, so lassen Sie mich nicht köpfen; Siegen wir, so lege ich ein gutes Wort für Ihren Kopf ein.“

Ihr Urtheil über den Charakter meines Mannes kann sehr gewichtig in die Waagschale fallen, gerade weil Sie sein politischer Gegner sind. Welche Personen Sie für ihn interessieren müssen, weiß ich nicht. Sie werden in Berlin eher erfahren, wie das Kriegsgericht zusammengesetzt sein wird, als wir es wissen. Was Sie sagen müssen, um mildere Umstände vorzuschreiben, darf ich ebensowenig Ihrem Verstande vorschreiben. Gerade, was in unseren Augen für ihn spricht: die vollkommene Offenheit, mit der er alle seine Grundsätze und Handlungen beim Verhör zugestanden hat, das wird ihm dem Standrecht um so schneller überliefen.

So viel Fassung, als mir bleibt, im Angesicht dessen, was mir und ihm bevorsteht, will ich benutzen, um einige Bemerkungen zusammenzustellen, die Ihnen vielleicht einen Faden an die Hand geben.

Kinkel hat sich nie mit heimlichen Verschwörungen befaßt.

Die ungerechten Angriffe seiner Gegner haben ihn, der ursprünglich eine sanfte, friedfertige Natur hat, ins Extrem getrieben.

Anderer, die Aergeres gethan haben, wußten sich listig aus der Schlinge zu ziehen. Er hat Niemanden vorgeschoben, sondern hat einfach und ehrlich selber sein Leben an seine Meinung gesetzt.

Er ist fröhlich und ungebeugt auch im Angesicht des Todes. Ihn strafft man nicht, wenn man ihn zum Märtyrer macht.

Man wird, wenn man in tödtet, nur der Rheinprovinz einen neuen Götzen zur Anbetung aufstellen. Eine Partei wird an der andern fort und fort Rache nehmen so oft sich das Kriegsglück wendet und die Erbitterung verewigt werden.

K. hat, als sein Einfluß mächtig war, stets seine Partei von Exzessen abgehalten. Im November, als die Proletariat den ärgsten Feind K.'s hängen wollten (und sie konnten es damals) hat Er Mäßigung gepredigt und wäre fast zerrissen worden, weil man ihn für feige und verrätherisch an der Demokratie hielt. Der Feind, den K.'s Wort allein gereizet hat, ist Schuld, daß er nachher gehetzt, gequält, auf's Aeüßerste gebracht wurde, so daß ihm nichts übrig blieb, als in die Reihen der Revolutionsarmen zu treten.

Täusche man sich nicht, wenn die Demokraten am Rhein jetzt keine Demonstration machen. K. ist so geliebt und seine Gefangennahme hat einen solche Schmerz bei seiner Partei hervorgerufen (auch selbst Gegner, harte, feste Männer sah man in Thränen), daß man wohl begriff, welchen Werth man auf seine Erhaltung legt. Ich und Alle, die es wohl mit ihm meinen, haben beschlossen, jede Äußerung zu unterdrücken, um nicht etwa seinen Tod zu beschleunigen. Die Bürger werden in Masse aus dem demokr. Verein austreten, ich habe die Bonner Zeitung augenblicklich vertilgt, es geschieht Alles was möglich ist (insofern es keine Verleugnung der Ehre in sich schließt) um jetzt diejenigen nicht zu reizen, in deren Gewalt er ist.

Ich darf mich wohl verbürgen, daß K., wenn er am Leben bleibt, keine politische Thätigkeit mehr üben wird. Ebenso wenig wird man mir zutrauen, daß ich so tollkühn sein werde, den Faden unvorsichtig zu zerreißen, an dem sein Leben hängt. Kein Mensch kann je mehr fordern, daß ein neu geschicktes Leben abermals aufs Spiel gestellt werde. Stürbe er, so wäre er ja auch der republikanischen Propaganda verloren, also ist sein Mandat so wie so erloschen.

Führt er nur ein stilles Leben, es sei in der Verbannung oder im Gefängniß und wir haben die Hoffnung, daß sein spätes Alter seine Kinder und Enkel beglückt, so wollen wir unser Geschick ertragen. Aber K.'s Tod stürzt uns in Verzweiflung. Er ist mehr geliebt, als ein Mensch ahnen kann. Er ist ein unaussprechlich guter Mensch, der nie das Böse gewollt hat. Ob er im Recht oder im Irrthum war, das entscheidet ja doch allein die Zukunft. Leben Sie glücklich; grüßen Sie Ihre Lieben alle, und verzeihen Sie die viele Gemüthsbewegung, die ich schon Ihrem Hause gebracht habe. Ihre I.K.

Bonn, den 27. August 1849.

Liebe Emilie!

Von Herzen bitte ich Euch's ab, daß ich an Eurer so bewährten Theilnahme einen Augenblick zweifeln konnte, weil ein Brief verloren ging. Meinen innigsten Dank für alle Bemühungen und für den 2ten Brief, den ich richtig erhielt.

... Ich bin in derselben Ungewißheit über Gottfrieds Schicksal, wie früher. Ich weiß aus untrüglicher Quelle, daß das Kriegsgericht ihn nicht zum Tode verurtheilt hat. Bei allen Todesurtheilen in Baden kam Bestätigung und Vollstreckung Schlag auf Schlag hintereinander. Hier aber heißt es: „Es wäre ein Formfehler gemacht worden“. Nun zieht sich die Entscheidung abermals in die Länge. Gutmüthige Leute sagen: „Das ist ein Zeichen, daß man ihn begnadigen will!“ Argwöhnische fürchten aber: „Man wolle selbst dem Kriegsgericht trotzen und sich gefügigere Werkzeuge auswählen.“ Was ich leide in diesem Schwanken zwischen Rettungsräumen und Todesangst, mag ich Dir gar nicht schildern. Dazu kommt noch, daß Kinkel in seinem Kerker einer moralischen Tortur preisgegeben ist. Geistliche, deren Bildungsstufe so ziemlich mit den Dominikanern des Mittelalters übereinstimmt, haben Zutritt zu ihm und bearbeiten ihn mit Bekehrungsversuchen. Einen, einen Pfarrer aus Karlsruhe, nehme ich aus; er ist, obgleich Priester, ein lebenswürdiger Mensch. Aber Andere behandeln Kinkel nur als Verbrecher und Todsünder und quälen ihn sogar mit Ausfällen auf die Rechtmäßigkeit unsrer Ehe. Mir ward eine Unterredung mit ihm hartnäckig verweigert und endlich erst auf Kinkels wiederholte Bitten in Gegenwart eines Offiziers gestattet. Die fromme Clique hatte mir nach Baden Urabschiede vorausgeschickt und mich fälschlich als die Anstifterin zur Rebellion denunziert. Ich habe dölthalb nicht bloß viel Verdruß, sondern sogar persönliche Gefahren überstanden. Bei dieser Intrigue sind hauptsächlich die Verwandten des Mädchens theilhaftig, mit der sich Kinkel um meinetwillen nicht verheirathen wollte. Ich weiß gar nicht mehr, wie ich's anfangen soll, daß man mich in Ruhe läßt. Je mehr ich mich ins's Asyl meiner Kinderstube zurückziehe, je kolossalere Fabeln erfindet man von meinem Treiben

Für die Kindergeschule habo ich wirklich Schott als Verleger gefunden. Dennoch nützt Verbreitung und Rezension des Werkchens mir indirekt, indem ich im Falle guten Absatzes eher wieder etwas Neues anbringe

Vorgestern erhielt ich einen langen Brief von meinem geliebten Manne. Gott, wie ist es möglich, daß man diesem himmlisch gütigen liebevollen, prächtigen Menschen das Leben nehmen könnte. Wenn sie's thun, so geht die Welt unter.

Bonn, 22. September 1849

Geliebte Emilie!

Absichtlich sendo ich Dir den Brief an Laura unversiegelt, weil ich wünsche, daß Du ihn vorher lesen möchtest. Jetzt, wo ich meinen vier Würmern zugleich Vater und Mutter sein soll, ist mir die Zeit doppelt karg zugemessen. Sie sind alle gesund, und der älteste Junge verfaßt schon selbst die Briefe, die er seinem Vater schreibt. Danke Deinem trefflichen Manne in unser Aller Namen für seine Verwendung, die wir es großentheils zuschreiben, daß es noch abgelaufen ist. Ein Brief von Dir macht mir immer einen sonnigen Tag. Leb Wohl und sei herzlich geküßt von Deiner

Johanna.

Bonn, 22. Sept. 1849.

Liebe Laura!

Meines Mannes Schicksal ist nun für eine Zeitlang entschieden. Das kriegsgerichtliche Urtheil, welches auf lebenslängliche Festungshaft lautete, hat der König bestätigt.

Bei dem Schwanken unserer politischen Zustände verliert das Wort „lebenslänglich“ seine grause Bedeutung. Während der Lebensdauer eines jugendkräftigen Mannes wechseln noch oft die Launen der Herrscher und der Völker. Einer reichen Sonne gegenwärtigen Glücks hat über meinem Haupte der Stern der Hoffnung ihre Stätte genommen. So empfindet auch mein Mann die Trennung von mir. Wir sind in den Brautstand zurückversetzt. Der Beginn unserer Liebe war hoffnungsloser im Grunde, als unser jetziger Zustand.

Unser zu den Sternen aufgestiegenes Ideal verehren wir mit dreifach liebender Sehnsucht. Hätte unsre Sache gesiegt, so hätte sich vielleicht die Gemeinheit breit und behaglich auf den Boden hingelagert, den die edelsten Kämpfer mit ihrem Blute eroberten. In der Weltgeschichte ging es immer so: Der Urdemokrat Christus starb im heiligen Kampf gegen die Priesterherrschaft, und neben weniger ächten Nachfolgern ging aus seiner Geistesaat das Unkraut einer neuen Priesterkaste auf, die an die Freiheit der Seele noch schlimmere Präntensionen macht als jene Pharisäer.

Diese Kaste, welche immer prophezeit: „wenn einer ins Unglück kömmt, der unser Amulet nicht um den Hals trägt, der verzweifelt!“ kann es mir nicht verzeihen, daß meine Fassung diesen Spruch zu Schanden macht. Sie halten es drum für ihre Pflicht, mein Unglück muthwillig zu häufen, um den Beweis zu liefern, daß mir der religiöse Halt fehle. Nun thue ich ihnen den Gefallen nicht, sondern lebe in stiller ernster Thätigkeit fort, wie immer. Darüber ärgern sie sich und sind somit schlimmer dran als ich, denn ich bin unglücklich, aber ich ärgre mich nicht. Mein Leid ist groß und tragisch, wie die Sinfonia erotica.

Bonn, 2. Febr. 1850.

Geliebte Laura!

Endlich habe ich in nächster Nähe meines Mannes einen Freund entdeckt, der mir die gewünschte Auskunft geben konnte. Daß ich Dir vergebliche Mühe gemacht, bitte ich Dir ab. Hast Du indeß irgend etwas von Wichtigkeit erfahren, so bitte ich Dich, es mir nicht vorzuenthalten, denn alles interessirt mich. Einliegendes Brief bitte ich sofort zu frankiren und abzusenden. Ich setze voraus, daß der damals gesendete Portovorschuß noch reicht. Du wirst wissen, daß das Ministerium Kinkel'n aufmuntern ließ: um die Erlaubniß zu petitioniren, geistige Arbeiten zu machen, bloß um das Vergnügen zu haben, ihm diese Bitte abzuschlagen. Erst verwandelt man willkürlich ein einmal gesprochenes Urtheil, (das auf Festung lautet) in Zuchthaus und dann hält man der Petition eines Gelehrten, der statt der Spule sein Hauptwerk (Geschichte der christlichen Kunst) zu vollenden wünscht, den Paragraphen entgegen, dem zufolge „der Züchtling für die ganze Dauer seiner Strafreize ununterbrochen Zwangsarbeit thun muß“ entgegen. Hinterher leugnet man mündlich und in den Zeitungen einen solchen offiziellen Bescheid. Manteuffelsche Logik geht über alle Begriffe. – Der Direktor der Anstalt ist ein menschlicher Mann, der Kinkel ziemlich oft besucht und ihm mindestens eine gebildete Unterhaltung entgegenbringt. Auch schenkt er ihm zuweilen Obst oder einen Hering. – Das schlimmste sind die Bekehrungs-Attentate, mit denen Kinkel von Carlruhe an durch alle Kerker verfolgt ward. Ein entsetzlich perfider Pfaffe, der ihm in Rastatt die niederträchtigsten Zumuthungen machte, erhielt eben einen Rothen Adlerorden für seine Mühe. – In Naugard wurde Kinkel vor Kurzem abermals zur Rede gestellt, ob er noch kein Verlangen zum Kirchenbesuch spüre. Natürlich sagte er: Nein; denn was kann die Predigt eines Ailutheraners, die auf ein Publikum von Spitzbuben berechnet ist; Anziehendes für einen Theologen haben, der seiner Zeit als Kanzelredner weit und breit berühmt war. Vielleicht ist die schnöde Antwort, die er vom Minister erhielt, die Strafe dafür. – Sieh, in mir wohnt ein eiskalter Zorn, der – still, keine Worte!

Ich möchte Dir gern schreiben wie Kinkel sein Loos trägt, aber das geht ohne Vergötterung wieder nicht ab. Tadle mich, wenn Du willst, verdenke mir's, wie die andern weisen Unbekannten, die Du warnend im Hintergrunde erscheinen liebest – ich thu es doch. Ich glaube an keinen Gott, als an den heiligen Geist. So gut wie die Heiligen, die das Menschengeschlecht von jeher vergöttert hat, ist mein Mann auch, und ich sehe gar nicht ein, warum ich ihn nicht vergöttern soll. Er setzte sein Leben an seine Idee, und jetzt im tiefsten Elend, das einen Menschen treffen kann, spornet er noch seinen Geist, Mittel zur Abhilfe fremder Noth zu ergüßeln. Die Armen sind der Gegenstand seiner Sorgen, seiner warmen Liebe. Verbrecherkolonien, Hebung des Handwerkerstandes, Belehrung des Proletariats. Das sind seine Träume über der unwürdigsten Arbeit. Erst sei ein paar Wochen haben sie das Spinnrad weggenommen, über dem er frei den Gedanken walten ließ, und lassen ihn jetzt linieren, Listen und Nummern abschreiben u.dgl. – Auch daraus saugt er Geist, und sei der Inhalt noch so sparsam, den er findet.

Meine vier Kinder waren den halben Winter an den Röheln krank. Jetzt sind sie wieder auf. Der Unterricht der beiden Aeltesten nimmt mir schon viel Zeit weg.

Die Stimmung ist hübsch hier am Rhein. Freiligraths sogar wollen nach Amerika, weil es bei einem nächsten Losbruch für Girondisten unheimlich sein möchte. Ich begreife nicht, wie die Aristokratie Diners und Bälle hält, als wäre nichts vorgefallen. Wie schlecht versteht sich diese Leute auf die Physiognomie des Volkes

Leb wohl, liebste Freundin, grüße Deinen trefflichen Mann. Schreibe bald und behalte lieb Deine alte treue

Johanna.

Bonn, den 18. Juli 1850.

Liebste Laura!

Dein lieber Brief ist über zwei Monate alt, und erst jetzt kann ich ihn flüchtig beantworten. Dir ist unterdeß wohl ein neues Glück geboren worden, und ich sollte es nicht stören, indem ich Dir bekenne, wie mein Elend ins Bodenlose sich indeß vergrößert hat. Doch darf ich denn die ruhig beseeligten Freunde schonen? Muß ich nicht immer wieder den Hülfeschrei ausstoßen, daß er weithin bis an die letzte Ferne des Vaterlandes hallt? – Meine Hand zittert, und das Schreiben ist mir mühevoll. Ich hätte längst Deinen treuen Eltern schriftlich danken sollen, dafür, daß sie mich so edel und herzlich aufnahmen. Die Last meines Schicksals ließ mich nicht dazu kommen, nur dieser leichten Pflicht noch zu den andern zu genügen. Entschuldige auch dort, bitte, mein Schweigen. Alle Blätter (die feilen) lügen, daß Kinkels Loos gemildert sei, und mir ist gedroht, wenn ich aus Kinkels eigenen Briefen sie widerlege, das ich vollends die Correspondenz verlore. Unterdeß stirbt Er den physischen und moralischen langsamen Hungertod. Naugard war golden gegen seinen jetzigen Zustand. Zwei Monate hat er jetzt den Genuß der freien Luft entbehrt. Anfangs hatte mit der Kost zu wenig, jetzt ist er schon so zerstört, daß er nicht mehr so viel herunterbringen kann als er zur Erhaltung seiner Kraft nöthig hat. Die unterstrichenen Worte sind aus einem Briefe Kinkels entnommen, der die Controly der Behörde passiert hat. Einige andere Klagen waren mit dicken Censurstrichen der Direktion für mich unleserlich gemacht. Sein Geist leidet aber noch schwerer, als sein absterbender Körper. Die Gedanken seines übermäßig produzierenden Hirns zerreiben sich aneinander, da ihm nur einmal monatlich noch gestattet ist, an mich zu schreiben. Spandau ist nur auf die langzeitigen schwersten Verbrecher der Hauptstadt eingerichtet; für diesen Abschaum der Menschheit sind also auch die passenden Büttel gewährt. Der Willkür solcher ist er preisgegeben.

Fühle, was das heißt! Ich lebe, um mit offenen Augen die letzte Szene dieses schauerhaften Zerstörungswerkes mit anzusehn. Ich kann nur verzweifelt abwarten, bis sich das Scheußliche erfüllt. Ist denn die Nation todt? Sind denn unsre Gegner keine Menschen, die Eltern, Kinder, Geliebte haben? Kennen sie nicht das Wort Ehre? Hat keiner den Muth sich mit einem offenen kühnen Wort gegen eine Greuelthat zu bewaffnen, die in den Inquisitionsgefängnissen ihres Gleichen sucht? Die Henker Kinkels mögen beten, daß er nicht im Kerker stirbt. Hier geht unter dem Volk die Sage, man habe ihm heimlich etwas

eingeben. Welche Wirkung dieser Glaube hat, mag Jeder ermesen, der den Fanatismus kennt, der hier unter dem Landvolk für Kinkel herrscht. Und rheinische Soldaten wagt man an königlichen Palästen stehen zu lassen! Unsre Gegner sind blind und rasend.

Die Einlage, die ich aus einem älteren Briefe kopirte, muß Dich für meinen fassungslosen Brief entschuldigen.

Grüße die Deinen, theure Laura, und behalte mich lieb

Deine Freundin

Johanna.

Bonn, den 12. November 1850.

Motto: „Ach, es strickleitert sich was!“

Im Jahr 1838. Hr. v. Henning

Liebst Emilie!

Du hast Dich gewiß gefreut, gutes, mitleidiges Herz! Ich selbst bin überglücklich, seit ich weiß, daß er auf der See ist. Wer weiß, ob wir uns je wiedersehen, Du Gute, denn wir werden so schleunig als möglich nach Amerika übersiedeln. Ich habe Deinem Manne auf seinen freundlichen Brief nicht geantwortet, weil ich längst hoffte, ein Ereigniß, wie das eingetretene, möchte alle Milderungen überflüssig machen. Danke dem trefflichen Herrn v. Henning für seine gütige Sorgfalt. . . .

Es ist mir ein bitterer Tropfen in meinem Glück, daß ich den Eltern die Freude ihres Alters, die Kinder entführen muß. Wie selig wird er sein, nun der Erziehung seiner Lieblinge leben zu können! Er darf im Land der Freiheit und des Friedens nun auch mit gutem Gewissen der Dichtkunst leben: ich werde den Amerikanerinnen Gusto an Beethoven beizubringen suchen, und nach dem gewitterstürmenden Lebenssommer wird ein milder Herbst uns erquickten. Ehe ich scheidet, hoffe ich auf einen Abschiedsgruß von Dir und den Deinen. Wir werden ja auch über das Meer hinaus in treuer Teilnahme verbunden bleiben. Leb' wohl, Du Gute, Liebe, Getreue! Grüße den Gemahl und alle die herzliebten Kinder von Eurer dankbaren

Johanna.

Bonn, 6. Dez. 1850.

Liebe Laura!

Erst seit wenigen Tagen ist Kinkel ganz in Sicherheit. Nach einer gefährvollen Reise landete er mit seinem Befreier (Carl Schurz, stud. Phil. Aus Bonn) an der schottischen Küste. Die ganze Fluchtgeschichte zu erzählen, mühte mir nicht zu. Wir wollen sie drucken lassen, denn sie ist sehr umständlich. Der Plan war ursprünglich auf Naugard angelegt. Unser junger Freund, ehemaliger Schüler meines Mannes, war selber dem Standrecht verfallen und floh im Sommer 1849 durch einen unterirdischen Gang aus Rastatt. Er wagte sich in die Heimath, lebte verborgen in meiner Nähe, wir redeten den Plan ab, die Sammlungen für die Kinder schaffen mir endlich die Mittel. Schurz hat das Unmögliche geleistet. Einen klügeren, aufopfernderen, ausdauernderen Freund giebt es nicht. Wie er unter falschem Namen in Spandau die Polizisten zum Narren gehalten hat, ist mehr als himmlisch. In Eile, denn ich rüste mich zur Abreise. Alle Ehre hat auch die Berliner Demokratie, die Schurz herrlich Vorschub leistete.

Deine seelige

Johanna.

London, 25. Mai 1851.

Meine liebste Laura!

Es bietet sich mir eine Gelegenheit dar, Dir meine Adresse zu schicken, ohne daß das Postzeichen London vielleicht die Rügener Polizei auf Dich aufmerksam macht. Willst Du mir antworten, so kannst Du ja leicht von einem andern Ort aus Deinen Brief zur Post besorgen lassen, falls die Zustände in Preußen wirklich derart sind, daß ein bloßer Briefwechsel mit den Flüchtlingen schon gefährlich ist.

Anfangs ging es uns hier sehr übel, denn wir konnten das Klima nicht vertragen und wurden alle gefährlich krank. Jetzt ist die Calamität völlig gehoben und wir befinden uns alle wirklich auf der Glückshöhe unsres Lebens. Die einzige Schattenseite ist, daß wir durch die Theilnahme der Engländer sowohl als unsrer hiesigen Landsleute fast todt gemacht werden, und vor Besuchen und Einladungen nicht zum Arbeiten kommen. Wir müssen uns halb und halb in dies Löwenthum ergeben, da unsre Existenz für die nächste Zeit von der hiesigen Gesellschaft abhängt: mein Mann hält nämlich öffentliche Vorlesungen und ich gebe Musikstunden, und um für solche Fächer Schüler zu bekommen in dieser Riesenstadt, sind viele Verbindungen unerlässliche Nothwendigkeit. Sobald wir festen Fuß gefaßt haben, müssen wir auf Mittel sinnen, uns wieder einsame Zeit zu verschaffen. Das Ausziehen in einen entlegenen Stadttheil hat uns nichts geholfen. Unsre beste Hoffnung ist indeß, daß man hier muthmaßlich bald wieder aus der Mode kömmt, wenn erst das Wunder der gelungenen Flucht gehörig durchgekostet worden. In London, wo die Leute an Wunder gewohnt sind, ist es schwer noch durch irgend etwas einen Nervenreiz hervorzubringen. Kömmt aber einmal Etwas, was dies Publikum interessirt, wo wirft es sich mit stürmender Hast darauf. Nun muß man die Verehrung kennen, die der Engländer einem „literary man“, einem „Author“ als solchen zollt, um die Empörung zu begreifen, die hier in den ausgezeichnetsten Kreisen gegen die Regierung herrscht, die einen Dichter und Redner Wölle spinnen ließ. Dabei macht es Jedem den höchsten Spaß, daß dem König von Preußen grade der Gefangene, auf den er am meisten erpicht war, von einem jungen Studenten weggestohlen wurde. Der herrliche Carl Schurz war eben wieder ein paar Wochen bei uns zu Besuch; seine Schwester ist zum Behuf ihrer Ausbildung bei uns als Pflegetochter im Hause. Wir unterrichten sie und bringen sie in den vollen Lebensstrom dieser mächtigen Stadt, deren großartige Eindrücke sie wohl für alle Zukunft dem Kleinlichen unzugänglich machen sollen. – Es giebt hier liberale Parlamentsmitglieder, welche die Gesandten der deutschen Höfe damit ärgern, daß sie sie mit steckbrieflich verfolgten Flüchtlingen zu einem und demselben Frühstück einladen. Wieviel man hier nach der preußischen Nationalkarte, die Kinkel bekenntlich dreimal aberkannt wurde, beweist, daß eine Lady aus der nächsten Umgebung der Königin uns neulich zu einem Fest einladen ließ, bei dem eine herzogliche Familie erschien.

Ich brauche Dir wohl nicht zu bekräftigen, daß der Blick in diese glänzende Sphäre weder meinen Mann noch mich die Demokratie abwendig macht. Es ist die schwüle Mittagsonne über unsrem Scheitel eine Probe, wie die Kerkernacht eine Probe war. Doch hat unsre republikanische Gesinnung noch keinen Moment geschwankt. Das es Leute innerhalb der Partei giebt, die meinen Mann (trotz seiner jüngsten Vergangenheit) verdächtigen, weil er in einem anständigen Hause wohnt und einen ganzen Rock an hat, wissen wir sehr wohl und verzeihen diese Verbitterung denjenigen, die die englische Gastfreundschaft nicht von einer gemüthlichen Seite kennen lernten als wir. Wir beklagen nur, daß unsre Arbeitskräfte nicht ausreichen, neben unsern Kindern auch die ärmeren Emigranten durchzubringen. Neulich waren Arbeiter bei uns, welche uns mittheilten, daß bei ihren Kameraden Kinkel für einen Aristokraten gelte, weil er Vorlesungen für die Aristokratie und Bourgeoisie hielte. Ich fragte: „Welches ist ihr Handwerk?“ Sie erwiderten: „Wir sind Tapezierer.“ Ich rief: „Wie können Sie sich denn zur Arbeiterpartei bekennen, wenn Sie Tapezierer sind? Laßt etwas das Proletariat Stuben tapezieren? Und dienen sie nicht selber der Aristokratie und Bourgeoisie?“ – Mit den ehemaligen Führern ist fast noch schlimmer zurecht zu kommen. Einige derselben wollten Kinkels populären Namen ausbeuten und verwickelten ihn gewaltsam in die ungeschicktesten Unternehmungen. Er hat endlich diese aufgedrungene Vormundschaft abgeschleudert und will, anstatt sich durch Zänkereien abzunutzen, seine eignen Wege gehen, die die Zeit zum gemeinsamen Handeln kommt. Die Revolution, an deren Nähe er

fest glaubt, wird ihm eben so opferwillig finden als das Jahr 1848. – Du wirst uns sehr erfreuen, wenn Du uns, neben dem persönlich Dich betreffenden, auch über die Parteilust in Eurer Provinz etwas ins Klare setzen willst und welche Hoffnungen und Befürchtungen jetzt das Herz des Volkes durchziehn.

London, 24. Juli 1851.

Liebste Emilie!

Vor einigen Monaten habe ich einmal an Laura geschrieben und den Brief einem Bekannten zur Besorgung übergeben. Ich hoffe doch, daß er angekommen ist! Ich vermeide absichtlich, durch die Post Briefe zu senden, um Niemandem Haussuchungen zuzustehen! Stine wird Dir aus eigener Anschauung mittheilen können, wie glücklich wir sind und wie wohl wir uns befinden. K. hat mit großem Beifall Vorträge über die Gesch. der modernen Theaters gehalten, die stark besucht wurden. Von mehreren englischen Städten sind ihm Aufforderungen zugeworfen, auch dort zu lesen. Die Gesellschaft ist uns allenthalben mit der größten Zuversicht aufgeschlossen worden. Wir haben uns, weniger aus Neigung als um des praktischen Zweckes willen, eine Saison durch hineingestürzt. Wir haben nun eine hinreichende Anzahl von bekannten Familien, auf die wir uns stützen können, um eine erfolgreiche Thätigkeit in unseren Unterrichtsfächern zu beginnen. Unsere Haushaltung ist sehr ausgedehnt. Schurz, meines Mannes kecker Befreier und seine Schwester leben bei uns. Die Kinder wachsen heran und gedeihen prächtig. Die Arbeitsamen unter den Flüchtlingen, die sich uns anvertrauen, genießen zum Theil mit von den Früchten unsres guten Namens, da wir ihnen Arbeit und Empfehlungen zu verschaffen wissen. Schon manche hat K. zu placiren gewußt und das Geld, das uns die Partei zur ersten vorschob, rullirt jetzt von neuem, theilweise als Unterstützung, theils als Vorschuß in den Händen anderer Emigranten.

Denke Dir, ein Lieblingswunsch, den ich kaum zu träumen wagte, ist mir nun auch erfüllt: Zum Geburtstag hat K. mir einen Flügel von Erard geschenkt. Ist es nicht bald Zeit jetzt, einen Ring des Polykrates ins Meer zu werfen? Sei herzlich geküßt von deiner alten, unveränderten

J.K.

*) Preußische Jahrbücher. Bd. XCVII. Heft 3